Chlodwig und Chlotilde.

Historische Erzählung aus dem 5. Jahrhundert.

Von

Heinrich Conscience.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Münster, 1861.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

I.

Dreizehn Jahrhunderte sind in den Abgrund der Zeiten hinabgesunken seit den Begebenheiten, welche dieses Buch erzählen will.

Das heidnische Rom hatte seine Adler siegprangend durch die ganze bekannte Welt geführt und allen Völkern das Joch seiner Herrschaft auf den Hals gelegt oder sie zur Ehrfurcht und Scheu vor dem Römischen Namen gezwungen.

Einige hundert Jahre blieb dieses Riesengebäude der Römischen Uebermacht unverrückt wie ein Fels, der mitten unter den unterdrückten Nationen stand; aber endlich begann es, untergraben durch Ueberbildung, Sittenverderben und Bürgerkrieg, in seinen Grundfesten zu wanken und neigte sich sichtbar seinem Falle zu.

Als wäre die Stimme Gottes durch die Wälder Germaniens erklungen und hätte die noch unverderbten nordischen Völker zu einer höheren Bestimmung aufgerufen, so begann jetzt von dort gegen Rom ein zerstörender Andrang von raubsüchtigen Menschenschwärmen, die unter allerlei Namen mehr als einmal das Römische Reich mit Feuer und Schwert vertilgend durchzogen.

Rom zählte noch einige Helden, die sich der ruhmreichen Geschichte der Weltstadt erinnerten, aber die Wollust hatte die Mehrzahl ihrer Söhne zu dauernder Aufopferung unfähig gemacht; mit dem Sittenverderben war ihnen die Feigheit in's Herz gekommen. Das große Kaiserreich sah sich, nachdem es eine Zeitlang mit abwechselndem Glücke

die fremden Völkerhaufen abgewehrt hatte, genöthigt, seinen ausländischen Feinden einige der schönsten Länder zu überlassen und so ihre zweifelhafte Freundschaft oder ihre Unthätigkeit zu erkaufen.

Die kriegerischen Völkerstämme, welche längs der Ufer des Rheins, der Maas und der Schelde wohnten, nahmen schon früh die Gelegenheit wahr, um das Joch der Römischen Oberherrschaft abzuschütteln, gegen das wankende Rom vorzurücken und durch Raub und Plünderung all der Reichthümer theilhaftig zu werden, welche durch die Römer während so vieler Jahrhunderte aufgehäuft waren.

Diese Völkerstämme sprachen alle dieselbe Sprache und glaubten an dieselben Götter. Sie verbanden sich zu einer einzigen furchtbaren Eidgenossenschaft, welcher sie den Namen Frankenbund gaben, und sie selbst nannten sich mit dem gemeinschaftlichen Namen Franken, d. h. freie Männer.

Nach den ersten Zügen gegen die Römer schied sich dieser allgemeine Verband in zwei verschiedene Theile: die Rheinfranken oder Ripuaren, und die Niederdeutschen Franken oder Salier. *)

Längs dem Rhein, der Roer und der Mosel wohnten die Ripuaren.

Was den Verband der niederdeutschen Franken betrifft, so umfaßte er das gegenwärtige Belgien und einen großen Theil von Holland.

In den Kriegen gegen Rom hatten die niederdeutschen Franken sich durch eine wunderbare Mannhaftigkeit ausgezeichnet und bald wurden die Römer gezwungen, für immer dem Besitz Belgiens zu entsagen. Nach beiderseitiger Uebereinkunft wurden die Römischen Grenzen festgestellt durch eine Linie, die sich hinter den Städten Doornik und Kameryk hinzog, und diese beiden Festungen dem Frankenbund zutheilte.

---

*) Ripuaren bedeutet nach den meisten Erklärern Uferbewohner, von dem lateinischen Wort ripa, Ufer. Der Name Salier soll entlehnt sein von dem Flusse Yssel, lateinisch Sala, oder nach Andern von dem keltischen Wort Sal, d. i. See, weil die Salischen Franken früher auch an den Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde, an der Seeküste, gewohnt hätten.

Einer der vornehmsten Anführer der niederdeutschen oder belgischen Franken nahm seinen Wohnsitz zu Doornik, ein anderer, nicht minder mächtig, ließ sich zu Kameryk nieder. Die Stadt Doornik war damals unter allen Städten Belgiens und Galliens wegen ihrer Schönheit und ihrer starken Festungswerke berühmt. Die Römer hatten sie während ihrer langen Oberherrschaft mit prächtigen Bauwerken ausgestattet; sie besaß Tempel, die dem Jupiter, der Venus, dem Mars und andern Göttern geweiht waren; ferner Theater, Paläste, Bäder und Kaufhallen; ihre Umgebungen waren mit angenehmen Lusthäusern oder Villa's verziert, und kostbare Wasserleitungen führten die frischen Quellen der umliegenden Hügel bis innerhalb ihrer Mauern.

Die übrigen Gebiete von Belgien hatten ihre niederdeutsche Muttersprache, ihre ursprünglich germanischen Sitten und ihren Glauben an die nordischen Götter bewahrt; aber die Einwohner der Stadt Doornik, gleich denen der mehr südlichen Gegenden, durch den dauernden und festen Wohnsitz der Römer allmählig dazu verführt, hatten sich beinahe in Allem ihren Beherrschern gleich gemacht. Sie sprachen Lateinisch, das gleichwohl mit vielen niederdeutschen Wörtern vermengt blieb, lebten unter Römischen Gesetzen, und wußten fast nicht mehr, daß niederdeutsches Blut durch ihre Adern floß.

Fast alle Gallier oder Bewohner des gegenwärtigen Frankreichs hatten den christlichen Glauben angenommen; viele Römer, die da wohnten, hatten gleichfalls ihren falschen Göttern abgeschworen.

Rings um Doornik, auf seinen fruchtbaren Feldern und lieblichen Hügeln zeugten alle Gebäude von Römischer Bildung und Römischer Kunst. Nur ein einziges Gebäude trug den unverkennbaren Stempel eines andern Ursprungs und nahm sich aus der Ferne aus wie eine furchtbare Masse von grauem Schieferstein, ohne Säulengänge und Verzierungen.

Es war die Wohnung von Chlodwig (Hlodwig), dem Herzog von dem Theile der Franken, der sich rings um

Doornik niedergelassen hatte, und man nannte diesen Wohnsitz des Oberhauptes die Herrenhalle. Chlodwig war in dieser Halle geboren und aufgewachsen; sein Vater Hilperich hatte sie errichten lassen.

Dies einzige bemerkenswerthe Gebäude, das damals von den niederdeutschen Franken auf den Grenzen Galliens erbaut war, stand unfern der Ufer der Schelde und außerhalb der Stadt, denn die Franken meinten, daß das Wohnen innerhalb ummauerter Städte den Menschen schwäche und ihm die mannhafte Einfalt seiner Sitten raube.

Die Herrenhalle nahm sich von Außen wie ein langausgestrecktes, hohes Gebäude aus, das durch die rohen Werkstücke, aus welchen es zusammengesetzt war, durch den trüben Farbenton der nackten Schiefersteine, durch die Todtenstille, die dort gewöhnlich herrschte, und mehr noch durch die abgesonderte Lebensweise seiner Bewohner dem Volke von Doornik Furcht und Entsetzen einflößte.

Rund um die Herrenhalle stand ein Kreis von kleinern Behausungen, und zwar so, daß zwischen diesen und dem vornehmsten Gebäude ein freier Platz liegen blieb, zu Waffenübungen bestimmt. Die kleineren Gebäude dienten zur Wohnung für die „Leute“ des Herzogs, d. h. für die freien Franken, die geschworen hatten, ihm im Glück und Unglück getreu zu folgen und seine Leibwache bildeten.

Die andern freien Franken nannte man Wehrmänner; sie nahmen ihren Wohnsitz auf dem Lande und beschäftigten sich mit Ackerbau und Viehzucht auf Stücken Feldes, die ihnen bei der Eroberung zuerkannt und als Eigenthum überlassen worden waren.

Wenn einem Wehrmann mehr Grundstücke zugewiesen waren, als er mit seinem Hausgesinde hätte bebauen können, so verdingte er den größten Theil davon an unbegüterte Franken oder Gallier, unter der Bedingung, daß sie ihm jährlich eine bestimmte Quantität Korn und Vieh lieferten. Die Leute, welche so durch einen Wehrmann auf seinen Grund und Boden zugelassen waren, nannte man Laten, das überlassene (gelehnte) Grundstück eine Mans und das Eigenthum eine Wehre, wovon der

Name Wehrmann den Eigenthümern gegeben ward. *) Nur die Wehrmänner durften die Waffen führen, wo und wann sie wollten, sei es um Raub zu holen von andern Völkern, sei es um das ihnen angethane Unrecht zu rächen. Ja es verpflichtete sie das Gesetz der Ehre, für den geringsten Hohn eine blutige Rache zu suchen, wollten sie nicht für immer entehrt und verachtet bleiben.

Die Franken hatten keine Könige noch allgemeine Oberhäupter. Jeder einzelne Stamm, auf dem Mahlberg **) dazu versammelt, wählte sich einen Herzog, d. h. Heeranführer; und gewöhnlich wurde dieser Herzog genommen aus dem Heldenstamm der Merwiginger (Merovinger) oder der Söhne des Merwig (Meroväus), dessen Glieder von ihnen sehr verehrt wurden.

Im Fall eines gemeinschaftlichen Krieges gegen einen gemeinschaftlichen Feind kamen viele Stämme zusammen und wählten durch Stimmenmehrheit einen Oberherzog, um als Feldherr über das ganze Lager des Frankenbundes den Befehl zu führen.

Einige der Merowinger hatten sich durch frühere Kriege sehr bereichert, und sich die Mittel verschafft, um viele „Leute" zu unterhalten. In der Anzahl dieser auserkorenen Kriegsleute, die niemals die Waffen ablegten, bestand allein, wenn nicht die Macht, so doch zum wenigsten das Ansehn von Einigen der Merovinger. In dieser Hinsicht war Chlodwig, der Herzog von Doornik, der Vornehmste.

---

*) Wehrmann. Dies Wort steht in Verbindung mit wehren, und bedeutet eigentlich Kriegsmann. Davon noch im Englischen war und warrior und im Französischen guerre und guerrier. Ohne Zweifel ist der allgemeine Name der deutschen Völkerstämme Germanen nichts anders als Wehrmannen.

**) Fast alle Versammlungen der Franken waren mit Mahlzeiten verbunden und besonders ihre Gottesdienste, bei welchen das Fleisch der Opferthiere gesotten und von der Versammlung gegessen wurde. Davon bekam jede Versammlung den Namen Mahl; und weil man gewohnt war, sich auf den Höhen zu versammeln, gab man dem Versammlungsplatz den Namen Mahlberg; nur wenn es sich um Krieg handelte, nannte man den Platz das Disfeld.

An einem hellen Lenzmorgen des Jahres 486 saß in dem großen Saal der Herrenhalle zu Doornik ein Mann an einem Tische, der sein Haupt in seinen Händen ruhen ließ und in tiefes Nachdenken versunken war. Er konnte etwa dreißig Jahre alt sein; rabenschwarz waren seine Augen und sein kurz geschnittenes Haar; seine Kleidung, nach römischer Tracht, bestand aus einem tief heruntergehenden Unterkleide und einer weiten Toga als Oberkleid; an den Füßen trug er Sandalen, die mit verzierten Bändern festgehakt waren.

Vor ihm auf dem Tische lagen einige kleine Schreibgeräthe, nebst drei oder vier Stücken Pergament, Pinseln und Stiften.

Die schwarze Farbe seiner Augen und Haare reichte allein hin, um zu bezeugen, daß der Mann kein Franke sein konnte. Und wirklich, er war ein gallischer Römer, der mit Chlodwig aufgewachsen war und jetzt, als sein Vertrauter und Rathgeber mit großer Aufopferung und ungemeiner Anhänglichkeit ihm diente und zu seiner Erhöhung wirksam war.

Aurelianus — so hieß der Römer — mußte an dem Tage von trüben Gedanken eingenommen sein; denn sein Antlitz zeugte von wechselnden Gemüthsbewegungen und hatte den starren Blick, welcher Zweifel und Bekümmerniß anzeigt.

Der Saal, worin er sich befand, war düster und kahl; keine andere Verzierungen unterbrachen die einförmige Rohheit der Steine, als die Nachbildung von monströsen, der nordischen Götterlehre entlehnten Thiergestalten, welche durch unkundige Hände auf die kurzen Gewölbepfeiler und auf die Wände gemeißelt waren. Hier und da hingen schimmernde Waffen, die für ein Riesengeschlecht geschmiedet schienen; Tische, Stühle und Bänke waren gleichfalls so grob und schwer, als ob sie einen Theil von dem Gebäude selbst ausmachten und niemals von der Stelle gerückt worden wären.

Nach einigen Augenblicken wurde Aurelianus in seinen Betrachtungen gestört durch das Geräusch von Pferden, die auf den Vorhof trabten und den Saal von ihrem mäch-

tigen Gewieher wiederhallen ließen. Er richtete sich auf und ging langsam hin und her. Endlich sagte er mit dumpfer Stimme:

„So ist er denn erschienen, der große Tag, der über das Geschick des Occidents — vielleicht über das Loos des Christenthums entscheiden soll! Chlodwig soll zum Oberherzog erwählt werden; sein Schwert soll den Franken den Weg zum Herzen Galliens zeigen. Dieser Ausgang war das Ziel aller meiner Bemühungen .... und nun ich es erreiche, nun bebt mir das Herz da drinnen, als müßte dieser Tag ein Weltunglück gebären! Chlodwig soll Ragaher's Schwester Lutgardis zur Ehe nehmen; durch dieses Mittel allein konnten wir den ehrsüchtigen Widerstand des Herzogs von Kameryk überwinden. Es muß sein, ich selbst habe Chlodwig diese Ehe angerathen; ich habe sie ihm aufgedrungen als eine unwiderstehliche Nothwendigkeit. Die Lutgardis, sie ist eine wilde Heidin, die einen wüthenden Haß gegen die Christen hat und nichts als Rachsucht in ihrem Herzen hegt. Und ich, Christ, der ich an den gekreuzigten Gott glaube, ich habe die Hand zu dieser Verbindung leihen müssen? — Und wenn ich mich betröge? — Wie, wenn die nordische Frau meinen Herrn Chlodwig beherrschen könnte und ihren Haß in sein Herz ausgösse! Dann sollte ich also mein ganzes Leben der Vertilgung meines Glaubens gewidmet haben? Und vielleicht müßte meine Seele vor dem höchsten Richterstuhle erscheinen, beladen mit dem Verderben einer ganzen Welt?"

Aurelianus legte seine Hand an die Stirn und blieb eine Weile bewegungslos; dann, als wollte er seinen trüben Gedanken entfliehen, ging er mit schnellen Schritten durch den Saal, bis sein Blick mit besonderer Aufmerksamkeit sich auf einen der Pfeiler, die das Gewölbe trugen, richtete und daran haften blieb.

Er starrte auf die monströsen Bildnisse, die um den Pfeiler gemeißelt waren und ihn mit triumphirendem Hohn anzusehn schienen.

Als ob die grinsenden Angesichter der nordischen Götterbilder in jener Stunde einen mächtigen Eindruck auf

ihn machten, — so erbleichte der Römer, und bebend trat er einige Schritte zurück.

Eben so schnell ward er aber seines sonderbaren Entsetzens Herr; sein Auge strahlte von dem Feuer der Begeisterung; er sprang vorwärts dem Pfeiler zu, und indem er die Hand drohend gegen die Götterbilder aufhob, rief er aus:

„Wodan, Thor, Freia! Götter der Rache, ich zittre, da ich eure ungestaltene Bildnisse ansehe! Aber nur Thorheit ist das Grausen, das mich ergreift. Was seid ihr? Kinder der Unwissenheit, Schöpfungen des Teufels, Vergötterungen der wüsten Naturkräfte! Und ihr solltet es wagen, gegen den gekreuzigten Gott aufzustehn? Eure blutigen Gesetze sollten das milde Liebesgesetz des Heilands verdrängen? Euer Erscheinen auf Galliens Boden sollte die Ankunft des Reiches Gottes verzögern? O nein! kein Schwert, wie mächtig es auch sei, soll das Licht, das vom Kreuz über die Welt ausgegangen ist, in seinem Laufe aufhalten; keine Gewalt, wie unwiderstehlich sie auch scheine, soll die Menschheit aus der erhabenen Bahn rücken, die der Sohn Gottes ihr mit seinem heiligen Blute vorgezeichnet hat. O! freuet euch nur bei dem Klang der Waffen, ihr wüsten Geister der Vertilgung, hofft, daß auch in Galliens Wäldern das rauchende Opferblut von euren Altären fließen werde . . . . Ihr täuscht euch! Christus wird euch überwinden! Die Lehre des Friedens und der Wahrheit wird die Völker zu einem einzigen Liebesbund vereinigen; das Kreuz wird über der Welt glänzen als das einzige Heil und die alleinige Rettung der Menschenkinder. Und ihr, ungeheuerliche Schöpfungen der Finsterniß, was wird dann aus euch geworden sein? Ach! die kommenden Jahrhunderte werden vergebens den Schooß der Wälder durchgraben, um zu erfahren, wo einst eure Altäre gestanden haben....!"

Aurelianus wurde in seinem begeisterten Ausrufe gestört durch die Ankunft von Jemand, der den Vorhang einer Nebenthür zur Seite schob und mit Vorsicht hineintrat. Es war ein bejahrter Mann von hoher Gestalt und ehrfurchtgebietendem Ansehn; er trug eine Mitra auf dem

Haupte, und stützte sich mit der Hand auf einen Stab, dessen oberstes Ende zu einer Krümmung umgebogen war. Ein purpurner Mantel umhüllte fast seinen ganzen Körper, doch konnte man sehen, daß er darunter ein Kleid von schneeweißem Linnen trug.

Sobald der Römer auf das Geräusch der Schritte des Eintretenden sich umgewendet hatte, entfuhr ihm ein Schrei der Verwunderung.

„Der Bischof von Durocort! *) Vater Remigius, Ihr hier!“ rief er, während er ihm entgegen lief und vor ihm niederknieete.

Der Priester gab ihm den Segen, hob ihn schnell vom Boden auf und sprach mit sichtbarer Angst:

„Aurelianus, mein Sohn, welche trübe Nachricht hast Du mir gesendet? Aber es ist doch wohl nur eine Möglichkeit, die Dich bekümmert, die sich nicht verwirklichen wird?“

„Die sich unglücklicherweise heute verwirklichen muß“, antwortete trostlos der Römer. „Noch am Vormittage wird Chlodwig, im Angesichte aller Gäste des Frankenbundes an Lutgardis die Morgengabe schenken. Es ist ein unverbrüchliches Gelöbniß, daß er sie nach Verlauf von vierzig Nächten *) zur Ehe nehmen wird.“

Und Du hast die Verbindung nicht hindern können?“ rief der Bischof mit Entsetzen aus. „Gebrach es Dir denn an Macht, oder bist Du lau gewesen in der Beachtung Deiner Pflichten gegen Gott?“

„Ich hätte sie vielleicht hindern können, denn Chlodwig fühlt für Lutgardis keine besondere Neigung. Gleichwohl muß die Ehe geschlossen werden; die Vollführung unserer großen Entwürfe erheischt es. Es ist ein Unglück, fürwahr! Aber es muß übernommen werden zur Abwendung unendlichen Unheils. Seht mich doch nicht mit solch

---

*) Durocort ist das heutige Rheims in der Champagne. Der damalige Bischof von Rheims war St. Remigius.

**) Die Franken und alle Germanischen Völker rechneten nach Nächten, nicht nach Tagen, wie das Salische Gesetz und Tazitus es bezeugen. Als Ueberbleibsel davon findet man noch im Englischen fortnight (vierzehn Nacht) für vierzehn Tage.

bitter verweisenden Blicken an, Vater; was ich gethan habe, that ich in gutem Glauben...."

„Aber es ist nicht möglich", rief der Bischof. „Kennst Du denn diese Lutgardis nicht, daß Du so kalt bleibst bei dieser unseligen Heirath?"

Der Römer setzte sich nieder auf einen Stuhl neben dem Bischof, neigte sein Haupt zu ihm und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Ob ich Lutgardis kenne? Bringt Euer Ohr mir nahe, Vater, damit Niemand vernehme, was ich Euch sagen will.... Lutgardis? Sie ist eine Alraune *), die durch Wodan's Blutmänner **) in die Geheimnisse des heiligen Waldes eingeweiht ist; die bösen Geister der Höhen und der Quellen gehorchen ihr; sie kann Unheil auf Alle bringen, welche sie haßt; und darum flößt sie diesen wüsten Kriegern Ehrfurcht und vielleicht Liebe ein; denn alles, was kräftig ist, selbst im Bösen, wird von den Franken bewundert und geliebt."

„Lutgardis eine heidnische Zauberin?" sagte der Bischof mit Abscheu.

„Sie hegt Rachsucht und Blutdurst in ihrem Herzen, wie eine Wölfin, die erst unlängst aus den Wäldern Germaniens enteilt ist", versetzte Aurelianus. „Sie fühlt, daß die Lehre von Christo den Dienst ihrer Götter allmählig und unwiderstehlich verdrängt, gleich der Fluth des Meeres, die langsam steigt und doch Alles überwältigt. Darum haßt sie die Christen."

„Und sie soll die Frau von Chlodwig werden?" rief der Priester mit immer größerem Entsetzen aus. „Eine Dienerin des Teufels soll die Krone tragen, die der allmächtige Lenker der Schicksale dem Herzog bestimmt hat!"

---

*) Alraune. Eine Art Priesterinnen, die sich auf Vorahnungen zukünftiger Dinge und auf Wahrsagerei verlegten. Daß sie auch die gewöhnliche Zauberkunst ausübten, beweist die giftige Pflanze Mandragora, welche ehemals hauptsächlich als Zaubermittel gerühmt wurde und noch jetzt im Vlämischen Alruine und im Deutschen Alraunwurzel genannt wird.

**) Blutmänner wurden die Opferer genannt, nach ihrem Amt, welches hauptsächlich im Schlachten der Opferthiere bestand, die innerhalb eines dazu geheiligten Waldes gezogen wurden.

Ohne scheinbar auf diese bittere Aeußerung Acht zu geben, neigte sich der Römer noch mehr zu dem Bischof und sagte beinah unhörbar:

„Ich weiß nicht, ob es Wahrheit ist; aber es läuft ein geheimes Gerücht um, daß Lutgardis ihre eigene Schwester aus Eifersucht mit einem unbekannten Gift getödtet haben soll...."

Ein Schrei des Abscheus stieg aus des Priesters Brust.

„O Gott! jammerte er, „der junge Held, von welchem wir so große Dinge zum Heil des Christenthums erwarteten, er will sein Schicksal an dieses böse Weib fesseln? Seine Kinder sollen mit der Muttermilch den Haß gegen die Christen einsaugen? Ach, Aurelianus, mein Sohn, der Geist des Bösen hat Deine Sinne umgaukelt; diese Ehe muß verhindert werden!"

Aurelianus schien durch die strengen Worte des Bischofs nicht bewegt; mit voller Ruhe sprach er:

„Ich habe mit Absicht Euch gesagt, Vater, was die zukünftige Braut meines Herrn Chlodwig ist, damit Ihr mit zureichender Kenntniß urtheilen könntet. Laßt mich nun Euch erklären, welche Erwägungen mich die Nothwendigkeit dieser Verbindung haben erkennen lassen. Ihr sollt darauf über mein Verfahren ein Urtheil fällen und ich bin bereit, mich Eurem Ausspruch mit Demuth zu unterwerfen. Ihr wißt, daß der Augenblick für den endlichen Fall des Römischen Reiches gekommen ist. Alle Völker des Nordens: Burgunder, Allemannen, Gothen, Alanen, Vandalen, Franken bereiten sich, um in vertilgenden Schwärmen auf die Theile des Occidents zu stürzen, wo noch der römische Adler eine Scheingewalt behalten hat. Gallien ist der Theil, der den Salischen Franken durch Gott selbst vorherbeschieden scheint. Aber zum Unglück hat der Frankenbund zwei mächtige Häupter: Chlodwig und Raganher, beide Söhne von Merowig, von welchen jeder mit Recht nach dem Oberherzogthume streben kann. Es war längst außer Zweifel, daß die Versammlung der Wehrmannen niemand anders, als meinen Herrn Chlodwig zum Oberherzog erheben wollte; aber jeder wußte gleichfalls, daß Raganher, in seinem Ehrgeiz verwundet, sich geweigert haben würde,

mit seinen Leuten und Wehrmannen an dem Kriege Theil zu nehmen; und Chlodwig, allein für sich, wäre nicht mächtig genug gewesen, um eine Feldschlacht gegen den Römischen Statthalter Syagrius zu wagen. In solchem Fall, was müßte da unfehlbar sich ereignen? Die Burgunder, bereits so übermächtig, würden ihre Herrschaft über ganz Gallien ausgebreitet haben. Die Burgunder aber sind befleckt mit der falschen Lehre der Arianer; sie verfolgen die treu gebliebenen Christen mit mehr Wuth und sind gefährlichere Feinde der Kirche als die Heiden selbst. Wohlan, Vater, hier muß gewählt werden, die Burgunder oder die Franken in Gallien." *)

„Gott behüte uns vor der Ankunft der Burgunder", sprach der Bischof, „das wäre das allergrößte Unglück."

„So hat auch die Stimme meines Gewissens gesprochen, Vater", versetzte Aurelianus; „ich habe hin und her gedacht, ich habe gebetet und Gott um Erleuchtung angefleht, — und jedesmal ist in meinem Geist dasselbe Urtheil entstanden: die Ankunft der Burgunder ist das allergrößte Unheil! Darum habe ich dem Herzog diese Ehe angerathen, und ihn bei meiner Anhänglichkeit, bei Allem, was ihn rühren konnte, beschworen, in diese Verbindung einzugehen, als das einzige Mittel, Raganher zu befriedigen. Chlodwig hat mit Widerstreben sein Haupt gebeugt unter die unverkennbare Nothwendigkeit. Er will sich mit Lutgardis verloben; unter dieser Bedingung gibt Raganher seinen Widerstand auf und wird selbst mit seinen Wehrmannen dazu beitragen, daß Chlodwig zum Oberherzog erwählt werde.... Und nun, Vater Remigius, sagt mir, was ist Euer Urtheil? Ihr, den man rühmt wegen seiner hohen Weisheit, thut den Ausspruch über mein Verfahren, gebt mir Rath, so ich mich betrogen habe!"

Der Bischof hielt lange seinen starren Blick auf den Tisch gerichtet; erst nachdem Aurelianus zum zweiten Mal um sein Urtheil gebeten, sagte er mit trüber Gelassenheit:

*) Die Burgunder waren ein mächtiger germanischer Volksstamm, der seit langer Zeit einen Theil von Gallien erobert hatte und der Landschaft Bourgogne den Namen gab. Die meisten Burgunder, nebst ihren Fürsten, waren Arianer.

„Ach, sie ist unvermeidlich, die unselige Verbindung.“

„Nicht wahr?“ rief der Römer froh aus, „nicht wahr, der Geist des Bösen hat mir's nicht eingegeben? Ihr nennt meinen Plan gut, Ihr, das Licht der Kirche im Westen?“

„Ich muß es bekennen, mein Sohn“, antwortete der Bischof mit einem Ausdruck von tiefer Muthlosigkeit im Gesicht, „und nichts desto weniger erfüllt dieses Bekenntniß mein Herz mit unsäglichem Weh.... Aurelianus, Du sahest Deinen Herrn Chlodwig als ein Werkzeug in Gottes Hand an; Du glaubtest, daß sein mächtiges Schwert die treu gebliebenen Christen gegen die Gewalt der Arianer vertheidigen würde, daß seine Kinder unter Deiner Leitung das wahre Licht empfangen würden. Mehr durftest Du nicht wünschen.... O mein vielgeliebter Sohn! weiter ging die Kühnheit meines Glaubens. Ich blickte vorwärts in die Zeiten und erleuchtete die Zukunft mit meiner Hoffnung. Nicht allein sah ich im Geiste die Kinder Chlodwigs den Namen Jesu knieend anrufen, sondern ich sah auch den trotzigen Heiden Chlodwig selbst die Taufe der Christen empfangen und sein Schwert triumphirend gegen die Feinde unsers Gottes erheben.“

Während der Rede des Bischofs hatte Aurelianus mit steigender Bewegung ihm ins Auge geschaut; nun ergriff er die Hand des Priesters und sprach in einem von Entzücken zeugenden Ton:

„O Vater, mir ging es gleichfalls so; es war auch die Hoffnung meiner Seele.“

„Ach, mein Sohn, und diese süße, heilige Hoffnung, sie ist vielleicht für immer vereitelt!“

Die Augen des Priesters wurden feucht; er senkte sein Haupt und schien ganz muthlos.

Eine Weile achtete Aurelianus seinen Schmerz, dann sagte er in ruhigerem Tone:

„Ihr kennt Chlodwig nicht; er hängt seinen Göttern mit großer Liebe an, und ich weiß nicht, was hier auf Erden so mächtig sein könnte, um das eiserne Gemüth des Herzogs so weit zu beugen, daß er den Glauben seiner Vorfahren verlassen sollte....“

„Wer hier so mächtig sein sollte?" murmelte der Bischof mit geheimnißvollem Nachdruck; „sie, die über des Mannes Herz allmächtig ist zum Guten, wie zum Bösen: die Frau!

„O nein, Vater!" antwortete Aurelianus, „Chlodwig ist für Frauenliebe schier unempfänglich."

„Desto besser, mein Sohn; wenn er einmal lieben wird, wird er es mit der Kraft einer noch jungfräulichen Seele thun."

„Aber, Vater Remigius", frug der Römer mit Verwunderung, „was war denn Eure Hoffnung, was war Eure Aussicht?"

„Siehst Du, mein Sohn, hätte nicht diese unglückselige Ehe mit der Heidin meinen Plan vereitelt, ich hätte gewartet, bis daß Chlodwig durch seinen Triumph über die Römer groß und mächtig geworden wäre; dann hätte ich dahin gewirkt, ihn eine durchlauchtige Ehegenossin wählen zu lassen. Diese Ehegenossin würde eine Christin gewesen sein; — und vorausgesetzt nun, mein Sohn, daß sie ihm theuer wäre, meinst Du, daß Chlodwig's Liebe sein Herz nicht würde zugänglich gemacht haben für die Wahrheit, die zu ihm Jahre lang täglich aus einem geliebten Munde, aus dem Munde der Mutter seiner Kinder sprechen würde?"

„In der That", sagte Aurelianus, „wer weiß, ob es nicht nach Eurem Wunsche würde geschehen sein; aber dann zerbrächet Ihr auch das Werkzeug, dessen Ihr Euch zur Ehre Gottes bedienen wolltet, — denn die Franken würden Chlodwig verläumden und verlassen, sofern er das Blut der Merowinger mit dem Blut einer Christin vermischen würde."

„Also", seufzte der Priester entmuthigt, „muß unsere Hoffnung für immer vereitelt bleiben!"

„Nein, nein, Vater", sprach Aurelianus mit tröstendem Ton, „laßt uns die heilige Hoffnung, wie unbestimmt, wie schwach sie auch sein möge, in unserm Herzen bewahren. Ich werde in der Stille warten, Hohn und Verachtung mit Gleichmuth ertragen; aber auch mit unermüdlicher Geduld fortstreben nach dem Ziele, das mein Vater mir auf seinem Sterbebett für die Zukunft anwies...."

Aurelianus unterbrach auf einmal seine Rede, um auf einige ferne Posaunenstöße zu lauschen; er stand verlegen von seinem Sessel auf und sagte zu dem Bischof:

„Da ist der Herzog, der mit seinen Leuten zurückkehrt. Es ist nicht gut, Vater, daß man Euch hier sieht. Chlodwig wird von vielen seiner Wehrmannen, ja selbst von Raganher beschuldigt, daß er die Christen beschirmt; Eure Anwesenheit an diesem feierlichen Tag könnte ihm großen Schaden bringen."

Der Bischof stand auf, drückte ihm die Hand und sagte:

„Aurelianus, mein lieber Bruder in Christo, das Licht von Oben erleuchte Deinen Geist. Die Zukunft ist dunkel, Deine Aufgabe mühevoll und schwer, ich werde Deiner in allen meinen Gebeten gedenken, damit der Geist des Herrn mit Dir bleibe . . . ."

Als ob der Römer sich jetzt besänne, ergriff er die Hand des Priesters, und ihn zum Saal hinausgeleitend sprach er:

„Ich muß Euch jetzt noch über den Stand der Dinge in Gallien fragen; der Bote, den ich gestern zu Euch sandte, wird Euch in Durocort nicht antreffen. Kommt auf mein Zimmer; ein kurzer Augenblick noch. . . ."

Der Vorhang der Thüre fiel hinter ihm zu und der Saal blieb lange Zeit einsam und still.

Auf einmal schallten auf dem Gang nach dem Hintergebäude die schweren Schritte von Jemand, der sich dem Saale näherte. Herzog Chlodwig trat herein, warf einen flüchtigen Blick auf den Tisch, an welchem sich sein Vertrauter gewöhnlich befand, ging eine Weile wie in Gedanken verweilend hin und her und blieb dann sinnend stehn.

Man konnte keinen schöneren und imponirenderen Mann sehen als den Herzog; selbst nicht unter dem auserlesenen Geschlecht der Franken. Hoch von Gestalt, von ungemein starkem Gliederbau, das stolze Haupt emporgerichtet, schien er zum Gebieten und zum Herrschen geboren; vor Allem in jener Zeit, wo Körperstärke und Mannesmuth als die höchsten Güter geschätzt wurden.

Da Chlodwig nicht über fünf und zwanzig Jahre alt sein konnte, strahlte noch die frische Farbe der Jugend auf seinen Wangen, und die Barthaare, die seine Oberlippe überschatteten, zeigten die zierliche Schüchternheit der ersten Blüthe der Manneskraft. Sein goldgelbes Haar trug er sehr lang, als ein Zeichen seiner fürstlichen Abkunft von den Merowingern; es reichte ihm von beiden Seiten gescheitelt und in sanft gekräuselten Locken herabfallend bis zu den Schultern und war rund um den Kopf durch einen platten Ring festgehalten.

Seine übrigens sehr einfache Kleidung bestand aus einem viereckigen Mantel von dunkelblauem Stoffe, welcher ihm über beide Schultern hing und um die Brust mit einer goldenen Nadel festgehakt war. Unter dem Mantel trug er ein Kleid von hellerer Farbe, das ihm nur bis zu den Knieen reichte; seine Beine waren bedeckt mit leinenem Zeuge, welches mittelst sich kreuzender Leinenbänder festgehalten wurde. Lederne Schuhe waren mit Riemen um die Füße befestigt.

Ein Schwert, so groß, daß es Chlodwig selbst bis an die Brust reichte, hing an einem Tragband, welches über eine seiner Schultern geworfen war; ein lederner Gurt mit Tasche und Messer umschloß seine Lenden.

Obwohl der Herzog noch jung war, so flößten doch seine gewaltigen Körperformen, seine männliche Schönheit und sein furchtbarer Adlerblick Allen, die ihm nahten, tiefe Ehrfurcht ein. Gewöhnlich zwar war sein Blick nur ruhig und kalt, — nicht besonders kühn oder wild; ja, er zeigte sich auch zu den süßeren Empfindungen der Freundschaft und Vertraulichkeit geneigt; — aber wenn eine plötzliche Leidenschaft sein Blut zum Sieden brachte, und die Aufwallungen seiner Seele auf seinem Antlitz sich spiegelten, dann füllten sich seine großen blauen Augen mit einem düstern Feuer; die Adern schwollen ihm auf der Stirn, sein Mund zuckte, und er schlug seine Hand an das Riesenschwert, das nicht ruhen konnte, oder es mußte Befriedigung gefunden haben in der Vertilgung der Ursache seiner Wuth.

Wenn der Herzog so, hingegeben dem Einfluß seiner

nordischen Natur, flammende Blicke rund um sich her warf, bebten selbst die muthigsten Franken vor Entsetzen; denn in ihren Augen war er das wahre Abbild des mächtigen Dys *), des Gottes der Rache und des Krieges.

Nur ein Mensch konnte in solchem Fall zuweilen des Herzogs Grimm stillen, oder ihm mit Gewalt Einhalt thun, und das war sein Vertrauter Aurelianus, den er herzinnig liebte. Dieser hielt dem Herzog immer seine Bestimmung vor Augen und zwang ihn oft seine Wuth zu unterdrücken im Hinblick auf ein höheres Ziel.

Während Chlodwig mit dem Rücken nach dem Tisch gekehrt stand, und mit einem Ausdruck von Mißvergnügen auf dem Gesicht in tiefes Sinnen versunken blieb, ward der Vorhang der Thür vorsichtig aufgehoben und Aurelianus trat bis zum Tische, wo er sich in der Stille niedersetzte.

Der Herzog drehte sich um und nahte langsam dem Römer; mit Angst bemerkte Aurelianus die ungünstige Stimmung seines Gemüths und frug mit theilnehmendem Ton:

„Chlodwig, welche düstere Wolke umdunkelt Euren Blick? Ist etwa eine schlimme Nachricht Euch zugekommen?“

„Ich denke an meine Heirath“, murmelte der Herzog mit Bitterkeit.

„Und das betrübt Euch, nicht wahr? Ihr habt Euch darein ergeben als in eine unabwendbare Nothwendigkeit.“

„Bei der schwarzen Hellia!“ **) rief Chlodwig, „Du läßt mich eine Feigheit begehen. Das Bild jenes Weibes verfolgt mich wie eine Nachtelfe. ***) Ich liebe sie nicht...“

---

*) Dys oder Dis war der Gott des Krieges; nach ihm nannten die Franken den Platz, wo sie sich zu Kriegsübungen oder zu Berathschlagungen über Kriegszüge versammelten, das Disfeld oder Dysfeld, von den Franzosen noch jetzt Marsfeld (champ de mars) genannt. Nach diesem Gott heißt der dritte Tag in der Woche Dysendag oder Dynstag (dies martis). Zu Antwerpen bestand noch im 16ten Jahrhundert ein Disfeld.

**) Hellia; diese schwarze Göttin herrschte über die Unterwelt und bewahrte die Seelen derjenigen, welche auf ihrem Bette starben. Nach dem Glauben der Franken gab ein gewaltsamer Tod allein das Recht, nach diesem Leben in einem bessern Wohnsitz belohnt zu werden. Von dem Namen dieser heidnischen Gottheit stammt das Wort Hölle (das ewige Feuer) her.

***) Elfen. Niedere Geister, in zwei Arten unterschieden: die Licht-Elfen, die hell und glänzend sind; und die Schwarz-Elfen, düster und

„Herzog, Ihr erschreckt mich“, sagte Aurelianus, „o laßt Euch nicht von diesem Gedanken überwinden; werdet ruhig, unterdrückt Euren Grimm, oder Ihr verderbt Euch Eure Zukunft.“

„Wäre es nicht besser, ich verdürbe, was mir im Wege steht?“

„Ach, gemach, Herr Chlodwig, was man von Euch verlangt, ist der Preis einer schimmernden Königskrone!“

„Einer Krone, die noch gewonnen werden muß!“

„Die Ihr unzweifelhaft gewinnen werdet.“

„Gesetzt aber, die Königskrone entschlüpfte mir“, scherzte Chlodwig mit bitterer Miene, „die Frau würde doch mein bleiben, nicht wahr? — Da entstehen männlichere Gedanken in mir. Ich fühle eine unwiderstehliche Neigung, Raganher zum Streit aufzurufen, ihn mit meiner Hand zu tödten, seine Schwester zu verstoßen, und allein mit meinen Leuten den Heldentod oder den Sieg in Gallien zu suchen. So räumt ein Franke die Hindernisse aus seinem Wege.“

„Das wird nicht geschehen. Eitel ist dieser Plan, Chlodwig; Ihr würdet unfehlbar unterliegen unter der Römischen Uebermacht.“

„Nun wohl, was schadet es? Die Walkuren würden mit mir zum ewigen Walhalla hinauffahren. *) Die todten Helden brauchen nicht Scepter noch Krone.“

Der Römer sprang bebend empor, ergriff die Hand des Herzogs und sprach mit tief bewegter Stimme:

„Ach, Chlodwig, wo bliebe dann die geträumte Größe? Wo bliebe die Frucht von soviel Arbeit? Wo die glanzreichen Thaten Eurer Väter? Wo der Franken Macht auf Erden? Chlodwig, der edelste Sohn Merowigs, sollte un-

schwarz. Diese Schwarz- oder Nacht-Elfen sind bösartig und Feinde der menschlichen Nachtruhe; sie setzen sich den Schlafenden auf die Brust, wodurch eine Beklemmung verursacht wird, die man (Alp) Nachtmähre nannte. In der niederdeutschen Sprache heißt das giftige Gewächs: „Solanum dulcamare“ auch Alf-Rank und Elf-Rank; im Deutschen verkehrt Alprank.

*) Walkuren, Walhalla. Nach dem heidnischen Glauben unserer Vorfahren wurden die Seelen der gefallenen Helden von dem Schlachtfelde aufgenommen durch gewisse göttliche Jungfrauen oder weiße Frauen, welche sie nach dem ewigen Walhalla geleiteten, einer Art von Heldenhimmel, wo dieselben Walkuren ihnen unaufhörlich das Trinkhorn füllten.

ter dem Schwert der Römer fallen, unbekannt, verspottet vielleicht und nichts hinterlassend als die Erinnerung eines sinnlosen Unternehmens? Die Burgunder und Gallier würden ganz Gallien besitzen, bald würde selbst der Name Eures Geschlechts vergessen sein .... Und dies Alles, weil Ihr Euch geweigert haben würdet, Euch eine Aufopferung zuzutrauen, die schwer ist in der That, aber die Euch unter den Fürsten der Erde zum Gipfel des Ruhmes und der Macht erheben muß."

Der Herzog blieb einige Augenblicke gebeugten Hauptes stehn, und sah sprachlos zur Erde; ein heftiger Streit kämpfte in seinem Gemüth, denn er ballte die Fäuste und athmete hörbar.

Aurelianus beobachtete auf seinem Gesicht die Bewegungen seiner Leidenschaften und bemerkte mit Bekümmerniß, daß Grimm und Rachsucht in seinen Augen glüheten. Gleichwohl schien nach einer Weile Chlodwigs Aufregung abzunehmen.

„Bei dem bösen Loke" *), murrte er, bebend von der Gewalt, die er sich anthat, um seine Wuth zu beherrschen, „ich werde mich beugen unter den Zwang dieses Schicksals. Aber er, der mich so erniedrigt, soll es einst erfahren, um welchen Preis sich mein Hochmuth beugt. — Raganher, Raganher, die Zukunft birgt jetzt blutiges für Dich in ihrem Schooß. Ach! ich werde Deine Schwester heirathen, — Deine Schwester, die ich vielleicht lieben würde, wäre sie nicht mit höhnender Gewalt mir aufgedrungen, — Deine Schwester, die ich wahrscheinlich hassen werde, weil ihr Anblick mir ein ewiger Verweis meiner Feigheit sein muß ... Ewig? Es sollte ewig sein das Band, welches die süße Freia nicht geflochten hat? Sie sollten ewig sein, die von den neidischen Nornen **) geschmiedeten Ketten? Ewig? Was gibt es, das mein Schwert nicht einmal verderben könnte?"

---

*) Loke. Der Geist des Bösen, der nur darauf ausging, die Götter zu necken und die Menschen zu plagen. Er bekleidete in der nordischen Götterlehre gewissermaßen die Stelle des Teufels.

**) Die Nornen waren die Schicksals-Göttinnen der germanischen Völker; es waren drei an der Zahl, und herrschten über die Geburt, das Leben und den Tod der Menschen.

Mit aufgehobenen Händen flehte der Römer:

„Bei Allem, was Euch auf Erden theuer ist, Chlodwig; bei der Liebe, die ich gegen Euch hege, bei dem Andenken Eures Vaters, kehrt zu Euch selbst zurück; unterwerft Euch entschlossen dieser Nothwendigkeit."

Aber, was erschreckt Dich denn so, fragte der Herzog mit gezwungener Ruhe. „Sagte ich Dir hier eben nicht, daß ich diese Ehe annehmen werde als ein unvermeidliches Geschick?"

„Ach, ich hoffte mehr von Eurer Macht über Euch selbst, Chlodwig! Eure Worte machen mich zittern . . . Sogleich müßt Ihr Lutgardis die Morgengabe geben . . ."

„Ich begreife, Du fürchtest, daß ich Lutgardis in's Gesicht sagen werde, wie ich nur in Hoffnung auf spätere Rache ihre Hand annehme. Sei ruhig, Aurelianus; wenn ich zustimmen kann, sie zu meiner Ehegenossin zu nehmen, so wird es mir auch nicht an Kraft gebrechen, die Wuth zu verbergen, die mir den Busen füllt. Und doch, was für Schuld hat die arme Lutgardis daran? Sie liebt mich; meine Kälte peinigt sie. Ich habe Mitleiden mit ihrer Liebe; zu ihr werd' ich kein bitteres Wort sagen; ist es mir möglich, so werde ich freundlich gegen sie sein. Wohlan, bist Du zufrieden?"

„Habt Dank, Herr Herzog", sagte der Römer, „ich darf hoffen, daß Ihr Euren guten Entschluß vollführen werdet . . . ."

„Sprechen wir nicht mehr von dieser unglücklichen Sache", fiel Chlodwig ihm in die Rede. „Sag' mir, Aurelianus, hast Du Nachricht aus Gallien?"

„Günstige Nachricht, Herr Herzog", antwortete der Römer, „meine Bemühungen sind nach Wunsch geglückt."

„Hat Remigius, der mächtige Bischof von Durocort, auf Deine letzte Botschaft bereits geantwortet?"

„Remigius selbst hat mich hier während Eurer Abwesenheit besucht; ich habe ihn gebeten, sich schnell zu entfernen, weil seine Anwesenheit in Eurer Halle, an diesem Tage, einen nachtheiligen Eindruck auf Eure Wehrmannen machen möchte."

„Nun, was sagte er über den Stand der Dinge?"

„Er hat den Bischöfen Galliens endlich begreiflich gemacht, daß, sofern sie einmal doch wählen müßten zwischen weltlichen Oberhäuptern, die einen andern Gottesdienst hätten, Eure Erhebung allein durch sie verlangt und unterstützt werden müßte. Er hat ihnen in Eurem Namen versprochen, daß Ihr den Christen in Gallien nicht allein volle Freiheit lassen, sondern sie selbst beschirmen werdet gegen die feindlichen Bestrebungen der Arianer."

„Und was war ihr Beschluß?"

„Der Bischof von Durocort sagt, daß die Christen dem Römischen Feldherrn keine Hülfe leisten werden. Sie werden während dieses Krieges unthätig bleiben und abwarten, was das Loos der Waffen entscheiden wird. Gibt Gott den Waffen der Franken den Sieg, so werden Euch die Christen mit Ehrfurcht empfangen und Euch behülflich sein zum Stiften eines dauerhaften und starken Reichs. Er fügt hinzu, daß die Einwohner der Städte Eurer Ankunft mit Hoffnung entgegensehn. Jeder fühlt, daß Gallien unvermeidlich neue Gebieter erhalten wird. Sie wünschen die Ankunft der Franken, damit keine Arianischen Völker ihr Land überwältigen und weil sie an die Macht und den Edelmuth Herzog Chlodwig's glauben."

„Es ist gut", sprach Chlodwig mit sichtbarem Wohlgefallen, „schreib heute noch an Remigius, daß ich mein Versprechen halten werde. Sag' ihm, daß ich seine Hülfe oder die Hülfe der Christen zu dem Kriege nicht verlange. Meine Leute würden diese mit Abscheu verwerfen, und meine Asen*) würden vielleicht in ihrem Zorn mir den Sieg verweigern... Nun, gehab' Dich wohl; es ist Zeit, daß ich mich bereite, um auf den Mahlberg zu gehn."

„Ich habe noch eine andere Nachricht, eben so belangreich", sagte der Römer.

„Bei meiner Zurückkunft will ich sie hören."

„Sie leidet keinen Verzug, Herzog."

---

*) Das Wort Gott oder Götter war den Franken unbekannt. Sie nannten ihre Götter nie anders als Asen. Später erst, als das Christenthum bei ihnen eingeführt wurde, gebrauchten sie das Wort Gott, um das oberste Wesen zu bezeichnen; und wahrscheinlich kommt dieser Ausdruck her von dem Namen Wodan, der bereits vorher zur Bezeichnung des einigen ewigen Wesens diente.

„Nun denn?"

„Hilperich, König der Burgunder, wird wahrscheinlich heute Morgen noch zu Doornik ankommen..."

„So schnell? Woher weißt Du das?"

„Er hat zwei seiner Leute vorausgeschickt; Euer Hausgraf Siegebald hat sie empfangen. König Hilperich ersucht Euch, ihm als Gast Herberge in Eurer Halle zu verleihen während der wenigen Tage, welche er hier zu verweilen hat."

„Man bereite die Säle und Schlafkammern der Südseite. Es scheint, daß Hilperich Eile hat. Kaum kann er meinen Geleitsbrief bekommen haben, und bereits empfangen wir Nachricht von seiner Ankunft. Er hat mich wohl wissen lassen, daß seine Absicht ist, mir den Vertrag einer Bundesgenossenschaft vorzuschlagen; aber was mag dabei sein Ziel sein?"

„Ich weiß es nicht; wir werden es von ihm selbst vernehmen... Ich vergaß Euch zu sagen, daß König Hilperich von seiner jüngern Tochter begleitet ist."

„Es ist gut; es ist Raum genug zur Herberge für ihn und sein Gefolge."

„Aber wenn er etwa hier ankäme, derweil Ihr zum Mahlberg seid? Würde es sich geziemen, daß man ihn warten ließe?"

„Er mag wählen; will er ausruhen, so thue er nach seinem Wunsch. Will er im Gegentheil mich auf dem Mahlberg aufsuchen, so soll er sehen, daß Chlodwig, obschon kein König, auch über zahlreiche und tapfere Männer gebietet... Und Du, Aurelianus, bleib' denn hier, um ihn zu empfangen und ihn zu mir zu geleiten, wofern er es verlangt. Ich gehe, meine Leute warten auf mich."

„Herzog", sagte der Römer bittend, „werdet Ihr nicht vergessen, was Eure zukünftige Größe von Euch heute heischt?"

Chlodwig drückte seinem Vertrauten die Hand und antwortete mit stillem, trübem Tone:

„Sei ruhig, lieber Freund; ich werde die Stimme meines Herzens ersticken; Du wirst zufrieden sein."

Der Herzog verließ den Saal; und sogleich erklangen von allen Ecken her die Töne von Hörnern und Posaunen,

das Rufen der Leute, das Gewieher der Pferde und das Klirren der Waffen.

Aurelianus, der dem Herzog bis an die Thür gefolgt war, kehrte zurück an den Tisch und blieb daselbst eine Weile nachdenkend die Hand an die Stirn gelegt stehn. Dann sagte er mit bewegter Stimme:

„Ach, wohin ist es mit der Menschheit durch Uebermuth und Schwelgerei gekommen? Das Loos der gebildeten Welt hängt ab von dem Ausspruch einiger Barbaren. *) Dort auf dem Mahlberg, bei dem Altar der wilden Götter des Nordens wird man entscheiden über die Zukunft des schönsten Theiles der Erde... Wenn nun meine Unternehmungen einen unerwarteten Ausgang nähmen? Ich, der ich jeden beruhigen muß, ich fühle keine Ruhe in meinem eigenen Busen. Was führt doch der heutige Tag in seinem düstern Schooße? Gott allein weiß es... Ach, ich will um seine Barmherzigkeit flehen!"

Er kniete nieder, ließ das Haupt auf die Brust fallen, faltete die Hände, und blieb bewegungslos und schweigend im Gebet versunken.

---

*) Durch das Wort Barbaren verstanden die Römer alle fremden Völker, die eine andere als die Lateinische Sprache redeten.

II.

Von beiden Seiten der Stadt Doornik erhebt sich der Boden des Scheldethals zu grünen Hügeln, deren wellenförmige Bewegung den Gesichtskreis mit einem lieblichen Saum umkränzt.

Viele dieser Höhen prangten mit römischen Villa's oder Lusthäusern; ein einziger Hügel war mit riesengroßen Bäumen geschmückt, deren dunkles Laub wie eine düstere Felsenmasse gegen den Himmel sich abhob.

Da war der Anfang des heiligen Waldes der Franken. Alles, was da wuchs, Alles, was da lebte, war ihren Göttern geweiht; niemals durfte Beil oder Messer sich den Zweigen der geheiligten Bäume nähern; und jedes Thier, das sich hierher flüchtete, jeder verurtheilte Missethäter, der dahin gelangen konnte, fand dort ein freies Asyl. Darum wachten an den Ausgängen des heiligen Waldes Männer aus der Priesterschaft, Weihhauswärter*) genannt, um schädliche Thiere und geflüchtete Missethäter zu fahen, sobald Noth oder Zufall sie veranlaßten, den geweihten Boden zu verlassen.

In dem Schooße des Waldes war eine geräumige Fläche, auf welcher keine Bäume wuchsen; hier stand das Weih-

*) So wie wir noch sagen: Weihwasser, Weihpalme für Dinge, die zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt sind, sagten auch die Franken Wyhaus, Wyhof, Weihhain, Weihhalle u. s. w., um gewisse Plätze und Dinge zu bezeichnen.
Die Franken übten ihren Gottesdienst nur in dem Schooß von Wäldern, welche dazu geweiht waren.

haus, die Wohnung der Opferer und Blutmänner, der Scalden oder Sänger, der Weihhauswärter und der andern Priester. Man nannte diesen Platz den **Weihhof**, und wenn die Versammlung der Wehrmänner hier gehalten wurde, hieß er der **Mahlberg** oder das **Dysfeld**.

Gegen Osten nach dem Walde zu erhob sich der Altar oder der **Weihtisch**; zusammengestellt aus rohen Quadersteinen, die von einigen größeren flachen Steinen unterstützt wurden. Vor dem Weihtisch lagen Beile, Messer und Hämmer von Kieselsteinen; die Franken bedienten sich zu ihren gottesdienstlichen Feierlichkeiten niemals stählerner oder eiserner Werkzeuge.

In einiger Entfernung hingen Kessel mit siedendem Wasser über großen Feuern, um das Fleisch der Opferthiere darin zu kochen und zur feierlichen Mahlzeit zu bereiten.

Ueberall rings um diesen Platz und selbst theilweise bis in seine Mitte, standen Tafeln und Bänke, aus rohen Brettern zusammengezimmert und in die Erde befestigt. Viele von diesen waren durch ein Laubdach gegen Sonne und Regen geschützt; eine einzige dieser offenen Laubhütten zeichnete sich durch ihre Größe und sorgfältige Verzierung aus; sie überdeckte des Herzogs Tafel und hieß der **Herrentisch**.

Der Platz war in der That gut ausgewählt, um Eindruck auf die Gemüther zu machen und in ihnen Scheu und Ehrfurcht gegen die Götter zu wecken. Von allen Seiten war er umgeben von Jahrhunderte alten Bäumen, in deren undurchdringlichem Schooß das Tageslicht allmählig schwächer wurde, bis es fast ganz verschwand; er war verziert mit den Köpfen der geopferten Thiere, die an den Stämmen der Bäume befestigt waren; und diese waren bewohnt von unzähligen Raben, heiligen Vögeln, Sinnbildern Wodan's, des Größten der Asen.

Düster und schweigend war der Wald, der als eine Umfriedigung die geweihte Stätte umschloß, und erfüllten die geweihten Raben ihn mit ihrem Gekrächz, so wurde die Stille dadurch noch grauenvoller.

Schon eine Stunde vor der Versammlung war der **Weihhof** bereits ganz bedeckt von gewaffneten Männern,

die mit gedämpfter Stimme sich über die Wahl des Oberherzogs und über den Krieg gegen die Römer unterredeten.

Alle diese streitbaren Männer waren beinahe auf dieselbe Weise gekleidet, mit einem wollenen, dunkelfarbigen Oberkleid, mit Beinkleidern und einem verzierten Gürtel. Das Haar war ihnen über dem Haupt zusammengebunden, dergestalt, daß die Spitze davon zur Seite fiel und sich beim Gehen wie ein Federbusch bewegte. Alle hatten blonde oder gelbe Haare, deren feurige Farbe sie noch durch Waschen mit einer beizenden Lauge von Kalk und Asche erhöhten. Wer braune oder schwarze Haare, oder andere als blaue oder graue Augen hatte, ward von ihnen als ein Fremdling angesehn und behandelt. Von dem Bart ließen sie nur den Knebelbart ungeschoren wachsen, ihr übriges Gesicht war glatt.

Ihre Waffen bestanden aus einem langen, mit Widerhaken versehenen Spieße, von ihnen Pfriem oder Priem genannt. *) Sie hielten ihn immer in der Hand, und sie bedienten sich desselben sowohl, um den Feind im Handgemenge zu durchbohren, als auch von Weitem zu treffen. Ein zweischneidiges Handbeil hing ihnen am Gürtel; ihr linker Arm führte einen hölzernen, mit Rindsleder überzogenen Schild.

Aus der reicheren Kleidung und den zierlicheren Waffen mehrerer konnte man schließen, daß nicht Alle von gleichem Stande waren. Einige, die über die Andern zu gebieten schienen, trugen keinen „Priem", sondern es hing ihnen ein großes Schlachtschwert an einem kostbaren Gehenke über der Schulter. Es waren Leute aus vornehmen Geschlechtern, die als Vorsteher der Dorfschaften, in Friedenszeiten Recht sprachen und im Kriege ihre Wehrmänner anführten. Man nannte sie Edelingen. Sie waren es, welche die Franken aus verschiedenen Gebieten zur feierlichen Wahlstatt geleitet hatten.

---

*) Pfriem oder Priem. Das ist die von den Römern framca, (Franzframée) genannte Waffe. Er hatte von beiden Seiten einen doppelten Widerhaken, der beinahe wie das französische Wappen, die Lilie, aussah. Es meinen daher Einige, die Lilie auf dem französischen Wappenschild sei nichts anderes als dieser Priem der Franken.

Eine ansehnliche Zahl unbewaffneter Leute, mit kurz geschorenem Haar, befand sich ebenfalls zwischen dem Kriegerhaufen; da sie fast Alle mit etwas beladen waren, und stumm den Befehlen der Wehrmänner gehorchten, so konnte man leicht wahrnehmen, daß sie als Dienstknechte ihren Herren hierher gefolgt waren. Diese Diener waren unfreie Männer und man nannte sie Schalken. *)

Die Stunde der Versammlung nahte; bereits brachten die Blutmänner und andere Priester die Opferthiere in die Nähe des Altars; die Edelingen wandelten unter der Menge und wiesen ihren Wehrmännern den Platz an, wo jeder sich während der Feierlichkeit aufhalten sollte.

Auf einmal erschallten einige Posaunentöne hinter den Bäumen; die Menge der Krieger lief auseinander und schaarte sich in zwei Abtheilungen in der Mitte des Platzes. Die Blutmänner und Scalden bildeten eine doppelte Reihe auf beiden Seiten der Weihtafel.

Alsbald erschien ein zahlreicher Zug Reiter, an deren Spitze Herzog Chlodwig einen muthigen Hengst ritt. Das Thier warf die Schaumflocken rund um sich her und machte gewaltige Anstrengungen, um die Last von sich abzuschütteln; es sprang und bäumte sich, es jagte die Luft in Dampfwolken aus den Nüstern, es wieherte vor Wuth; aber die mächtige Hand des Reiters schien es zum Spiel zu necken und bezwang es jedesmal mit unwiderstehbarer Kraft.

An des Herzogs rechter Seite ritt Lutgardis, seine Verlobte; auch sie ritt ein feuriges Roß. Bei ihrer trotzigen Kühnheit hätte man sagen sollen, daß in der Brust dieses Weibes das Herz eines Mannes schlage; ihre Gesichtszüge selbst konnten auf diese Vermuthung führen; denn sie hatten nichts Weibliches, weder die liebliche Anmuth der Blicke, noch das bezaubernde Erröthen der jungfräulichen Schüchternheit. Im Gegentheil, ihr Blick war keck; etwas Unverschämtes, als wollte sie den Männern an Wildheit gleichkommen, strahlte aus ihren Augen; kein milder Zug um

---

*) Schalken. Alle unfreien Diener wurden Schalken genannt. Das Wort ist noch übrig geblieben in Marschall (Fr. maréschal) von mare Pferd und schalk Diener.

ihren Mund, nur der bittere Ausdruck des Uebermuths. Und gleichwohl hatte sie ein regelmäßiges Gesicht, und man hätte sie als schön rühmen können, hätte nur ein einziger Strahl von Seelenanmuth ihre harten Gesichtszüge verklärt.

Die Franken, die sie beim Vorbeigehen anschauten, schienen in ihr eine stolze Heldin zu sehen und gaben ihr vielfältige Beweise von Ehrerbietung und Bewunderung.

Ganz in weißes Leinen war Lutgardis gekleidet; außer einem purpurfarbigen Gürtelband sah man keine Auszeichnung in ihrem Anzug. Das lange blonde Haar hing ihr aufgelös't über Schultern und Rücken.

Nach ihr folgten noch vier Jungfrauen, zu Pferde sitzend, gleichfalls in dem weißen jungfräulichen Gewande und mit dem hängenden Haar der Unverheiratheten.

In der Mitte dieser Mädchen ritt Siegebald, Chlodwig's Hausgraf und Lutgardis Blutsverwandter, der ein prächtiges, silbernes Trinkgefäß trug. Dies sollte durch den Herzog der Lutgardis als Morgengabe überreicht werden.

An des Herzogs linker Seite ritt der Herzog von Kameryk, Lutgardis Bruder.

Der Zug ward geschlossen durch einige der vornehmsten Edelleute von Doornik und Kameryk.

Kaum wurden die beiden Herzöge für die Menge sichtbar, so begann ein Jeder, zum Zeichen der Ehrerbietung und Freude mit dem Spieß auf seinen hohlklingenden Schild zu schlagen oder auf eine andere Weise seine Waffen gegen einander zu stoßen. Da erhob sich aus den Bäumen ein seltsames und entsetzliches Geräusch; ganze Schaaren Raben, durch das unerwartete Getöse aufgeschreckt, flogen aus dem Wald in die Höhe und erfüllten die Luft mit ihrem Gekrächz.

Bald aber wurde dieser Lärm durch eine ehrfurchtsvolle Stille verdrängt; der Zug stieg ab, die Pferde wurden der Sorge der „Schalken" überlassen und in den Wald geführt.

Quer durch eine dichte Doppelreihe von Edelleuten schritten die Herzoge mit ihrem Gefolge bis in die Nähe des Weihhauses, wo die Blutmänner und Scalden, mit Beil und Hammer gewaffnet, bereit standen, das Schlachtopfer zu beginnen.

Ramold, der Ober-Blutmann ging einige Schritte

voraus, dem Zug entgegen. Dieser Priester Wodan's war gleich den anderen Opferern in rothes Leinen gekleidet; ein Kranz von Misteln umschloß seine Haare; ein langer grauer Bart reichte ihm bis auf die Brust. In seinem Gürtel stak ein nacktes steinernes Messer.

Vor den Herzogen stehend, frug er mit langsamer Stimme:

„Ihr Herren, was sucht Ihr in der Asen Weihhaus?"

Chlodwig antwortete:

„Wir suchen den Schutz Wodan's, Thor's und Freya's, den Schutz aller Asen und Asinnen."

„Habt Ihr den Asen ein Opfer gebracht, das sie versöhnen möge?"

Auf die Opferthiere weisend, sagte Chlodwig:

„Schlachtet zwei weiße Pferde Wodan zu Ehren, vier Widder Thor zu Ehren; vier Eber Freya zu Ehren und zwei Stiere allen Asen und Asinnen zu Ehren."

Der Blutmann wandte sich um und gab seinen Gefährten ein Zeichen. Die zwei weißen Pferde wurden vor den Weihtisch gebracht.

Während die Priester damit beschäftigt waren, auch die andern Opferthiere heranzubringen, streifte der Oberpriester die Aermel seines Kleides bis über die Ellenbogen auf und nahm sein Messer zwischen die Zähne.

Er hob mit einem mächtigen Schwung den steinernen Hammer über sein Haupt, traf das erste Pferd in den Nacken und gab ihm einen so schweren Schlag, daß man sein Rückgrat brechen hörte.

Das Thier stürzte zuckend nieder und schien sich noch etwas anzustrengen, um aufzustehn; aber der Blutmann sprang ihm mit dem Knie auf den Nacken und schnitt mit dem Messer die große Halsader auf. Das herausspritzende Blut ward mit großen kupfernen Becken aufgefangen und in ein Gefäß gesammelt.

Sobald der Blutmann das Herz, die Lunge und die Leber aus dem Pferde genommen und den Asen zu Ehren auf den Weihtisch gelegt hatte, wurde das geschlachtete Opferthier durch die andern Priester weggeschleift, abgezogen, in Stücke zerhackt, und in die Kessel mit siedendem Wasser

geworfen. Das Haupt mit Haut und Fleisch ward an die ersten Bäume des Waldes gehängt, zwischen hundert ähnlichen Ueberbleibseln von früher geschlachteten Thieren.

Inzwischen war der Blutmann damit beschäftigt, alle Thiere, welche der Herzog zu dieser Festlichkeit geschenkt hatte, auf dieselbe Weise zu tödten; — und es dauerte nicht lange, so lag der Weihtisch ganz voll von den rauchenden und blutigen Eingeweiden der Opfer.

Sodann wurde das vermischte Blut wieder in die Becken gegossen; jeder Priester nahm einen Mistelzweig in die eine Hand und ein Becken voll Blut in die andere.

Der Oberpriester tauchte den Büschel in das Blut und besprengte damit nicht allein die beiden Herzöge, sondern selbst Lutgardis und ihre Gefährtinnen, — die, weit entfernt davon, dieser Besprengung aus dem Wege zu gehn, sichtbar sich bemühten, recht viel Blutflecken auf ihre weißen Gewänder zu erhalten . . . Der Segen der Götter verband sich mit dem Blute, wohin es fiel.

Die andern Priester zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen hin, um Alle, die auf dem Weihhof versammelt waren, dieses feierlichen Opfers theilhaftig zu machen und auch sie mit dem Blute zu besprengen.

Unterdessen standen Chlodwig und Lutgardis Hand in Hand mit Raganher an der einen Seite und Siegebald dem Hausgrafen an der andern.

Lutgardis schien glücklich; ihr Angesicht war hochroth und ihre Blicke, voll freudigen Trotzes, sprühten Wohlbehagen und Hochmuth. Chlodwig im Gegentheil schien trübe und zerstreut; seine Wangen waren bleich, seine Augen starr zur Erde gerichtet, und seine Hand bebte in Lutgardis Hand. Wäre Letztere nicht so sehr durch ihre eigene Freude verblendet gewesen, sie hätte gewiß bemerkt, was für ein bitterer Zug, wie Spott und Hohn, um Chlodwig's Lippen schwebte; und sie würde sicherlich überzeugt worden sein, daß der Herzog etwas ganz anderes als Liebe für sie fühlte. Jetzt gleichwohl bemerkte sie es nicht; und als ob sie meinte, daß der Herzog ihre Freude theilte, drückte sie ihm zuweilen feurig die Hand.

Bald waren die Priester mit den Blutbecken zurückgekehrt. Dann nahte der Oberpriester Ramold aufs Neue den Herzogen und fragte Chlodwig:

Herr, seid Ihr der Weihtafel der Götter genaht, damit sie Zeugen sein sollen Eures Gelöbnisses, daß Ihr diese Jungfrau nach vierzig Nächten zur Ehegenossin nehmen wollt?

Chlodwig, als hätte er diese Frage nicht gehört, sah schweigend zur Erde.

Raganher's Gesicht verdüsterte sich; ein dumpfer Seufzer der Bekümmerniß hob sich aus seiner Brust. Siegebald schrak zusammen, als sähe er ein Unglück vorher. Ueber Lutgardis Körper lief ein heftiges Zittern; sie drückte Chlodwig's Hand heftig und sah ihn forschend an; da sie jedoch auf seinem Gesicht nur den Ausdruck einer ungemeinen Zerstreutheit fand, stillte sie ihren Aerger und sprach mit theilnehmendem Ton:

„Ihr seid außer Fassung, Chlodwig? Der Augenblick ist allerdings feierlich, auch mir bebt das Herz vor Beklemmung . . .“

Ein Blick der Verachtung war Chlodwig's Antwort.

„Herzog, Herzog, was thut Ihr?“ flüsterte Siegebald ihm mit Angst in's Ohr. „Ach, Ihr werdet den Frankenbund auflösen!“

Dieser Verweis machte Chlodwig zittern, er erinnerte sich der Nothwendigkeit und der Worte Aurelian's. Den Kopf schüttelnd, als wollte er sich gewisser Gedanken entschlagen, wendete er sich zu dem Blutmann und sagte mit feierlichem Ton, doch mit einiger Bitterkeit in der Stimme:

„Ich nehme die Götter zu Zeugen, daß ich diese Jungfrau, Lutgardis von Kameryk, nach vierzig Nächten zur Ehe nehmen werde, sofern sie von mir eine Morgengabe annehmen will.“

Jedem der Umstehenden entfuhr ein Seufzer, als wäre ihnen ein schwerer Stein vom Herzen genommen. Die Gefahr, die sie einen Augenblick bedroht hatte, war vorbei.

Lutgardis Gesicht erheiterte sich, sie antwortete mit Freude:

Herr, ich nehme mit Demuth Eure Morgengabe an und

gelobe, daß ich Euch eine treue Gefährtin und Dienerin sein werde in Freud und Leid."

Der Hausgraf Siegebald reichte ihr die silberne Trinkkanne und sagte ihr:

Liebe Nichte, die Ihr meine Herzogin werden sollt, ich wünsche Euch Glück aus dem Grunde meines Herzens, und danke den Asen, daß sie den Frankenbund durch diese Vermischung des edelsten Blutes der Merowinger gesegnet und gestärkt haben."

Lutgardis schenkte dem Hausgrafen einen besonders schmeichelnden Blick und übergab die silberne Kanne einer ihrer Brautjungfrauen. Dann legte Raganher die Hand auf Lutgardis Schulter und sagte:

„Ich bin Zeuge von dem Gelöbniß meiner Schwester Lutgardis."

Siegebald berührte seinerseits Chlodwigs Schulter und sprach:

„Ich bin Zeuge von dem Gelöbniß meines Herrn Chlodwig."

Der Blutmann fügte von Neuem die Hände der Verlobten zusammen.

Geht, sagte er, „die süße Freia bleibe mit Euch Beiden; daß sie, nach vierzig Nächten, Euch zu Wodan's Weihtafel zurückführe. Die Asen sind Zeugen Eures beiderseitigen Gelöbnisses; wehe dem, der es brechen würde."

Hierauf besprengte er die Verlobten abermals mit Opferblut . . .

Alle Wehrmannen waren mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gange dieser Feierlichkeit gefolgt. Als sie nun an dem Besprengen merkten, daß die Verlobung vollzogen war, begannen sie zum zweiten Mal auf ihre Schilde zu schlagen und so die Luft von diesen Zeichen freudiger Zustimmung erdröhnen zu lassen. Unterdessen wurden die losen Haare der Verlobten durch die Brautjungfrauen in platte Zöpfe geflochten und mit goldenen Nadeln um den Kopf gesteckt.

Der gottesdienstliche Theil der Feierlichkeit war vollzogen; nun begann der Mahlberg.

Auf ein Posaunenzeichen ordneten sich die Wehrmannen am Saum des heiligen Waldes zu einer geregelten Schaar,

und vertheilten sich in bestimmte Haufen, je nach dem Orte, wo sie zu Hause gehörten.

Eine Zahl von dreißig Edelleuten verfügten sich zu den Herzögen. Der Oberpriester nahm eine hölzerne Tafel in die eine Hand und einen Stahlstift in die andere. Er folgte gleichfalls den Herzögen.

Dieser zahlreiche Zug begab sich an die Spitze der Schaar. Als sie vor den ersten Haufen kamen, schritt ein Edeling heraus und rief mit lauter Stimme:

„Die Leute vom Doornikergau. Sie stehn hier mit 1200 Spießen!"

Nach einigen Fragen, von einem und dem andern Edelmann gethan, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, schrieb der Blutmann den Namen des Gau's und die Zahl der angegebenen Mannschaft auf die Holztafel. Zu dieser Schrift bediente er sich nicht der Römischen Buchstaben, sondern anderer Schriftzeichen, die bei allen nordischen Völkern in Gebrauch waren und die man Runen nannte. *)

Beim zweiten Haufen rief ein anderer Edelmann:

„Die Leute vom Flandergau und Isergau: fünfzehnhundert Spieße!"

Indem sie so längs der Schaar fortgingen, wurde ihnen die Zahl der Wehrmannen angegeben, die durch die verschiedenen Gaue zum Kriege gegen die Römer gestellt werden sollte. Bereits waren sie vor vielen Gauen vorbei, als unter andern: Ryngau, Kortrikergau, Braband. Sie hatten auch vernommen, daß die Leute von Terouane, im Morinengau, keine Mannschaften stellen würden und daß ihr Herzog Fararik sich durch den Römischen Statthalter Syagrius zur Unthätigkeit hätte verleiten lassen.

Als sie nun immer weiter der Schaar entlang gehen wollten, schallte auf einmal hinter den Bäumen eine Posaune, deren Klang und Tonfolge den Franken ganz fremd und unbekannt waren.

*) Die Runen sollen ihre erste Gestalt nach kleinen Holzstückchen und abgebrochenen Zacken, welche zum Wahrsagen dienten, angenommen haben. Sie wurden in Holz geschnitten, und verschiedene dergleichen Runenstäbe, meist Kalender, werden bis heute aufbewahrt.

Die meisten Edelleute hatten bereits die Nachricht von der Ankunft des Königs der Burgunder vernommen; sie zweifelten nicht, daß er es sei, der sich dem Mahlberg näherte.

Die Ueberschau der Kriegsschaar auf später verschiebend, begaben sich die Herzöge und Edelingen alle zusammen nach dem Eingang des Weihhofs, um den angekündigten Fürsten mit geziemender Gastfreundlichkeit zu empfangen und ihm Ehre zu erweisen.

König Hilperich, der ein schönes Pferd ritt, war ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Obschon sein blondes Haar und der Charakter seiner Gesichtszüge von seiner germanischen Abkunft zeugte, so war er gleichwohl ganz nach Römischer Weise gekleidet, und trug einen silbernen Helm auf dem Kopfe und einen Harnisch von goldenen Platten auf der Brust. Ebenso, doch mit minderer Pracht, waren die Reiter gekleidet und gewaffnet, die ihn begleiteten.

Aurelianus, der Römer, hatte den Burgundischen Fürsten hierher geleitet.

Die Fränkischen Obersten bewillkommneten den König, als er von seinem Pferde stieg; aber bei dieser Bewillkommnung herrschte viel Zerstreutheit, weil Alle die Augen nach einer Sänfte gerichtet hatten, welche durch vier Vorläufer geleitet war und nun an des Königs Seite niedergelassen wurde. Es war eine Art von verschlossener Sänfte, die vermittelst Tragstangen von zwei Pferden — das eine vorn und das andere hinten — fortbewegt wurde.

Die Edelleute wußten, daß König Hilperich von seiner jüngern Tochter begleitet war; und natürlicher Weise war jeder neugierig, die junge Fürstin zu sehen. Nachdem sie die ersten Begrüßungen mit dem König gewechselt hatten, naheten sie der Sänfte, vor deren Thüre sie sich zur Bewillkommnung bereit stellten.

Ein Schrei der Bewunderung entfuhr Allen, als die Thür sich öffnete und des Königs Tochter mitten unter den Edelleuten auf die Erde trat. Wenig Aufmerksamkeit ward den zwei Jungfrauen geschenkt, die sie begleiteten; die jugendliche Fürstin allein fesselte aller Blicke. Selbst Lutgardis,

die mit den Herzögen genahet war, konnte ihr Auge von dem neuen Ankömmling nicht abkehren.

Aber die junge Fürstin war auch so ungemein schön von Angesicht und Körperbau, es lag in ihrem freundlichen, doch züchtigen Blick etwas so anmuthiges und liebliches, daß selbst die ergrauten Kriegsleute, die sie jetzt umringten, der Zauberkraft ihrer Reize nicht entfliehen konnten, und wie im Anschauen verloren, sie bewegungslos ansahen.

Lutgardis, als sie das schöne Mädchen anstarrte, bebte von unbegriffener Angst, vielleicht von Haß. Bereits mußte das Gefühl von Furcht in ihrem Busen eine bestimmte Gestalt angenommen haben, denn sie sah bisweilen nach Chlodwig, als wollte sie etwas auf seinem Gesicht erspähen, — aber weil der Herzog mit dem König sprach und die Augen nicht nach der Sänfte richtete, wurde die eifersüchtige Vermuthung der Lutgardis nicht bestärkt.

Der Anzug der jungen Fürstin war reich, ohne eigentlich Pracht zu bekunden; sie trug ein langes Kleid von blauer Seide mit goldenem Besatz und darüber ein großes Tuch von noch hellerem Stoffe, das über ihre Schultern geschlagen war. Das Haar war auf ihrem Kopf zu einer Art von Krone geflochten, in der einige kostbare Steine funkelten.

Aber was nach dem ersten Eindruck am meisten die Aufmerksamkeit und die Betrachtungen der Franken weckte, das schöne Königskind hatte Augen und Haare so schwarz als Ebenholz; ihre Wangen waren überthaut von einer zarten Röthe, deren eigenthümlich hoher Ton dem germanischen Blute sicherlich fremd war. Und wirklich, Hilperich's Gemahlin, ihre Mutter, war eine Römerin, und das Schicksal hatte gewollt, daß sie das wahre Abbild ihrer Mutter war, sofern Gott sie nicht mit noch mehr Schönheit ausgestattet hatte.

Der König der Burgunder schritt zur Seite nach seiner Tochter hin, nahm sie bei der Hand, und sie Chlodwig vorstellend sagte er:

„Meine Tochter, sieh vor Dir den mächtigen und tapfern Herzog der Franken, dessen Ruhm bereits auch bis in unsre Stadt Vienna gedrungen ist.“

Zu Chlodwig sagte er:

„Herzog, das ist mein theures Kind Chlotildis.“

Seltsam war der Eindruck, den Chlodwig und Chlotilde von einander empfingen. Der Herzog hatte zuerst seine Augen mit gastfreundschaftlichem Ausdruck auf die junge Fürstin gerichtet und einige Worte der Bewillkommnung ausgesprochen; aber alsbald hatte sich sein Blick fest auf ihre milden, schwarzen Augen geheftet, das Blut war ihm in die Höhe gestiegen und Stirn und Wangen glühten. Etwas ihm Unbekanntes, ein neues Gefühl, das ihn überraschte, das ihn vielleicht beschämte, hatte sich seiner bemächtigt. In Vergessenheit seiner selbst schaute er die wunderbare Erscheinung an, die ihn ganz bezauberte.

Obschon nicht so sehr außer Fassung gebracht, war Chlotildis gleichwohl von dem seelenvollen Blick des Herzogs getroffen worden; ihr Gesicht hatte sich mit jungfräulicher Schamröthe bedeckt und sie hatte ihr Haupt zur Erde gesenkt.

Man hatte ihr von den Franken wie von heldenmüthigen aber wilden und rohen Menschen erzählt; und in der That, die Menge, die sie in der Ferne konnte stehen sehn, bestätigte diese Schilderung. Nach ihrer Meinung mußte das Oberhaupt dieser ungebildeten Kriegsleute die andern noch an Rohheit übertreffen ... Und da sah sie nun dieses Oberhaupt! Ein Mann, beinahe noch im Jünglingsalter, mit starkem, kräftigem Gliederbau, aber mit süßem Blick und milder Miene; mit dem stolzen Glanz der fürstlichen Abkunft, der auf seinem Antlitz strahlte; als Mann so imponirend schön, daß sie sich unter die Majestät seiner Züge mit bewundernder Demuth gebeugt hatte.

Nur eine einzige Person hatte die Bewegung von Chlodwig und Chlotilde bemerkt, und mit tiefer Angst durchforscht. Lutgardis bebte, ihre Wangen glühten, wie von geheimen Flammen entzündet, ihre Augen waren wie bewegungslos auf Chlodwig gerichtet und sie lauerte auf das geringste Zeichen der Empfindung in seinem Gesichte.

Der räthselhafte Zustand Chlodwigs dauerte nur einen Augenblick; alsbald nahm König Hilperich seine Tochter wieder bei der Hand und stellte sie dem Herzog Raganher

und seiner Schwester Lutgardis vor, die ihm vorher durch Aurelianus bezeichnet worden waren.

Vor einer Frau stehend fühlte Chlotildis sich freier und obwohl das nordische Gesicht der Schwester Raganher's ihr nicht gefiel, so ergriff sie doch liebreich beim Grüßen ihre Hand; — aber unwillig zog sie dieselbe zurück, als Lutgardis feuriger Blick wie eine Drohung ihr in die Augen fiel. Die junge Fürstin schrak zusammen; auf dem entstellten Gesicht dieses Weibes stand blutiger Haß zu lesen. Gegen sie? Was hatte sie denn jemals gethan, daß Raganher's Schwester mit Rachsucht im Blick sie begrüßte?

Aurelianus bemerkte den schlechten Empfang, der der Burgundischen Fürstin durch Lutgardis zu Theil wurde; er legte die ungastliche Begegnung dem barschen Auftreten von Lutgardis zur Last und sagte in lateinischer Sprache zu Chlotildis:

„Edle Fürstin, betrübt Euch nicht über die Handlungsweise dieser Jungfrau; sie fühlt sich von Euch abgestoßen, weil Ihr eine Fremde seid . . . Euer Herr Vater winkt Euch; gefalle es Euch zu ihm zu gehn.“

Unterdessen hatten die beiden Herzöge dem Könige erklärt, zu welchem Ende die Abgesandten des Frankenbundes zum Mahlberg versammelt waren, wie sie die Aufnahme der Gaue bei seiner Ankunft unterbrochen hätten und jene Arbeit wieder aufnehmen wollten, sofern er Lust hätte, sich ihnen anzuschließen.

Auf des Königs Zustimmung begaben sich alle Edelleute und der Blutmann nach der Richtung der Schaaren hin. — Chlotilde folgte ihrem Vater.

Lutgardis blieb einige Schritte hinter Chlodwig unter ihren Brautjungfern. Jetzt war ihr Gesicht bleich und ohne die mindeste Bewegung, sie schien nicht mehr zu wissen, was rund um sie her geschah; ihr düsterer Blick ging allein hartnäckig von Chlodwig zu Chlotilde, von Chlotilde zu Chlodwig. Hätte sie Chlotilde mit ihrem Blick, wie mit einem Dolch durchbohren können, sie hätte es mit Wollust gethan. Was mußte sie in ihrer Seele leiden! denn sie meinte zu bemerken, daß Chlodwig unaufhörlich seine Augen auf Chlo-

tilde richtete, sie wieder abkehrte und doch immer wieder auf die schöne Königstochter zurückwendete.

Bis dahin hatte der Herzog seine Verlobte ganz vergessen, aber jetzt fiel bei einer zufälligen Wendung seines Kopfes sein Blick auf Lutgardis Gesicht. Was darauf Bitteres und Bedrohliches zu lesen stand, war ihm eine beängstigende Offenbarung. Er erschrak selbst und schämte sich über die höhnende Rücksichtslosigkeit seines Betragens. Was war denn für ihn die Tochter des Königs Hilperich? Was konnte sie jemals für ihn sein? Er, feierlich in Gegenwart seiner Asen verlobt! Er, nur der Anführer freier Kriegsleute, sie das Kind eines der mächtigsten Könige! Er Heide, sie Christin!

Er ging mit freundlichem Gesicht zu Lutgardis, ergriff ihre Hand und sprach mit zärtlichem Ton:

„Lutgardis, meine Braut, vergib mir, daß ich Dich so allein gelassen habe; meine Gastpflicht gegen den König der Burgunder mag mich einigermaßen entschuldigen: ich habe aber nicht recht gehandelt. Du wirst nachsichtig genug sein, nicht wahr, und meine Vergessenheit mir verzeihen? Komm, Lutgardis, bleib mir zur Seite, und verlaß mich auf unserm ganzen Gang längs den Schaaren nicht mehr."

Diese Worte gossen Trost in den verwundeten Busen von Lutgardis; der Ton von Chlodwig's Stimme war wundersüß und eindringlich, ja selbst schmeichelnd. Lutgardis jauchzte innerlich, als sie so unerwartet überzeugt wurde, daß ihre peinliche Vermuthung ungegründet gewesen war.

Gleichwohl sagte sie mit verhaltener Bitterkeit in der Stimme, da sie an seiner Hand zur Gruppe der Edelleute ging:

„Chlodwig, wie lange wird das schwarzhaarige Weib hier bleiben?"

„Von wem sprichst Du?" fragte der Herzog, sie mit verweisendem Blick ansehend.

„Da, von des Königs Tochter", sagte Lutgardis.

„Vielleicht wird sie morgen mit ihrem Vater bereits abreisen," war Chlodwig's Antwort, „vielleicht wird sie ein paar Tage hier verweilen; das hängt von der Beschaf-

fenheit der Dinge ab, die der König mit mir zu verhandeln hat."

„Ach, desto besser, denn ich fühle solchen Abscheu vor der Christin, daß ihr Anblick allein mir unsägliche Pein verursacht."

Der Herzog antwortete auf diesen Ausfall nicht; er begriff, daß ein heftiger Neid das Herz von Lutgardis aufregte und fürchtete, durch seine Worte ihrer Betrübniß noch mehr Nahrung zu geben.

Nun waren sie dem Platze genaht, wo die Edelleute mit der Fortsetzung der Aufzählung beschäftigt waren. Diesmal hatte Lutgardis Haupt und Blick wieder hochmüthig emporgehoben und schaute mit Stolz in die Runde, da sie an des Herzogs Hand fortschritt.

Auf ein von dem Blutmann gegebenes Zeichen stimmten die Posaunen einige bekannte Töne an; der Zug der Edelleute begab sich nach der Mitte des Weihhofs rund um einen breiten Erdhügel.

Die ganze Schaar der Wehrmannen schloß einen dichten Kreis um den Hügel. Aus den Gliedern traten nun von verschiedenen Seiten zwanzig Greise hervor.

Diese Aeltesten bestiegen den Hügel mit dem Blutmann, welcher, nachdem er die Posaunen abermals hatte ein Zeichen geben lassen, seine Stimme erhob und also zu der Versammlung sprach:

„Edelleute, Wehrmannen von dem Salischen Frankenbund, die Ihr hier auf dem Mahlberge versammelt seid, wisset, daß die Herzoge von Doornik und Kameryk Euch aufrufen, Theil zu nehmen an einem Kriege, der Euch mit Reichthum und Ruhm beladen wird, wofern die Asen Eure Unternehmung segnen. Nach dem Rechte der Vorfahren soll allein derjenige, welchen Ihr zum Oberherzog wählen werdet, Euer Anführer im Streit sein, und wer Theil an dieser Wahl nimmt, verpflichtet sich, ihm getreu zu folgen, seinen Befehlen zu gehorsamen und ihn bis zum Verlust von Blut und Leben zu vertheidigen, — das Alles von Gesetzes- und Rechtswegen ... Hier um mich herum stehen

die „Gäste“, *) die jeder Gau ernannt hat, um über die Wahl zu wachen, und zu sehen, ob Alles in guter Treue und sonder Betrug geschehe . . . Herzog Raganher, hier anwesend, bittet die Versammlung, daß sie ihre Wahl nicht auf ihn fallen lasse. Auf Ersuchen Eurer Abgeordneten werde ich zuerst Jemand, der ihnen der Oberherzogswürde vor Allen würdig erscheint, Eurer Wahl vorstellen. Was auch Eure Gefühle seien, vergeßt nicht, daß Ihr hier erscheint als freie Männer, deren Recht, nach ihrer Ueberzeugung frei und ehrlich handeln zu können, durch keine Gewalt oder Uebermacht beschränkt werden kann oder mag... Ihr werdet ersucht, Eure Stimme recht laut und bemerkbar abzugeben, sei es, daß Ihr zur Annahme auf Euren Schild schlagt oder denselben zur Ablehnung vor's Angesicht legt. — Gebt Acht: Im Namen der Abgeordneten aller Gaue, schlage ich Euch zum Oberherzog vor: Chlodwig, Hilperich's Sohn, Herzog von Doornikergau!“

Sobald dieser Name erscholl, schlugen alle Wehrmannen so heftig und so dicht hintereinander auf ihren hohlklingenden Schild, daß ein entsetzliches Getöse, wie von einem anhaltenden Donner, den Weihhof erfüllte.

Mochten auch einige Wenige den Schild vor den Mund gebracht haben, um ablehnend darein zu brummen und zu heulen, die Mehrheit der die Wahl Annehmenden war so überwiegend, daß man sie nicht hätte sehen noch hören können.

Als das Getöse wieder verhallt war, rathschlagten die Abgeordneten einen Augenblick mit dem Blutmann. Dieser gab ein Zeichen mit der Hand, um noch mehr Stille zu veranlassen, und rief mit voller Stimme:

„Durch den Willen der Asen, durch Eure freie Wahl und durch Bestätigung der Abgeordneten, ist Chlodwig, Hilperich's Sohn, erwählt zum Oberherzog über den Salischen Frankenbund. Wodan gebe ihm Macht und Ruhm!“

Alle Posaunen erschallten, und nochmals machten die

*) „Gäste“ waren gewisse Abgeordnete der Gaue, um gemeinschaftlich über wichtige Angelegenheiten zum gemeinen Besten zu berathschlagen.

Wehrmannen den heiligen Wald dröhnen und zittern unter dem entsetzlichen Getöse der Schilde und Waffen.

Die Abgeordneten stiegen vom Hügel herab, und gingen, um im Namen ihrer Gaue dem Herzog zu huldigen, der bereits von den Edelingen umringt war, und von Allen, selbst von dem König der Burgunder die feurigsten Glückwünsche empfing.

Die Schaar der Wehrmannen zerstreute sich; die Menge wogte durcheinander und begab sich jauchzend und singend in den heiligen Busch, wo jeder von seinem Pferd ein Messer, einen hölzernen Teller und einen Trinkbecher holte, und mit diesen Geräthschaften sich beeilte, Platz zu nehmen an den Tafeln, auf welchen das Opfermahl aufgetischt werden sollte.

Die „Schalken" (Knechte) liefen inzwischen in die Nähe des Weihtisches und empfingen da aus den Händen der Priester, große Bretter (Schüsseln) mit Stücken gesottenen Fleisches und ganze Eimer Bier, mit welchem ein Theil des Opferblutes vermengt war.

Als Chlotilde diese Vorbereitungen sah, sagte sie auf lateinisch zu ihrem Vater:

„Herr Vater, ich bitte Euch, laßt uns von hier fort und nach unserer Herberge gehen. Das Mahl, das hier gehalten werden wird, geschieht zur Ehre der falschen Götter: diese Heiden essen Pferdefleisch und trinken Blut. Wer solchem Mahle beiwohnt, begeht eine Todsünde gegen Christus, unsern Heiland."

„Du hast Recht, mein Kind," antwortete der König. „Ich bin müde; dies Mahl wird lange dauern. Die Sachen, die ich mit Herzog Chlodwig zu verhandeln habe, können hier nicht erörtert werden."

Er wendete sich zu dem Oberherzog und gab ihm seinen Wunsch zu erkennen, mit seiner Tochter den Mahlberg zu verlassen, zu dem Ende, um nach der langen Reise einige Ruhe zu genießen.

Es fügte sich nun wieder, daß Chlotilde vor Chlodwig stand und zum Gruße ihre Augen mit einem unbeschreiblich anmuthigen Blick zu ihm aufhob.

Der Herzog erschrak über den Eindruck, den der An-

blick dieses bezaubernden Wesens auf ihn machte, und wußte fast nicht, was er auf das freundliche Wort des Mädchens antworten sollte; aber weil Lutgardis neben ihm stand, that er sich Gewalt an und überwand die Bewegung, die sein Herz wider seinen Willen ergriffen hatte. Von den Edelleuten gefolgt, geleitete er den König bis an den Rand des Waldes und starrte stumm und träumend auf Chlotilde hin, bis sie in der Sänfte verschwunden war. Aurelianus, der den König nach Hause geleiten sollte, bekam kaum eine verständliche Antwort, als er Chlodwig um bestimmte Befehle fragte in Betreff der Bereitung der Mahlzeit für den König.

Der Zug der Edelleute kehrte auf den Weihhof zurück und wendete sich nach der großen Laubhütte, wo der Herrentisch bereits zugerichtet war.

Chlodwig sprach auf dem Wege mit einigen seiner Edelleute über Hilperich und seine Tochter; er gab gar nicht mehr Acht auf Lutgardis. — Diese, von Wuth und Grimm bebend, näherte sich dem Hausgraf und sagte ihm mit gebietender Stimme in's Ohr:

„Siegebald, bleibt zurück; ich muß Euch sprechen!"

Obschon betroffen von dem Ton dieser Worte, die von Wuth zeugten, hielt er seine Schritte an und fragte:

„Liebe Nichte, was regt Dich so auf? Ist es die Ankunft von Hilperichs Tochter?"

„Still", flüsterte Lutgardis, als sie ihn zwang, noch langsamer zu gehen, „es gilt die Ehre unsers Bluts . . . Man darf uns nicht hören."

Sobald Beide hinlänglich von dem Zug entfernt waren, begann Lutgardis, mit beinahe unhörbarer Stimme, Siegebald die Ursache ihrer Furcht und ihres Schmerzes zu erklären. Zuerst schien der Hausgraf sie mit Unglauben anzuhören, aber allmählig begannen seine Augen von Zorn und Entrüstung zu glühen. Er faßte mit krampfhafter Gewalt das Gefäß seines Schwertes mit der Faust, und ließ sich in Drohungen aus. Lutgardis bemühte sich sichtbar, ihn zur Mäßigung zu bewegen. Dies glückte ihr auch endlich; sie schienen sodann Beide einstimmig über etwas Beschluß gefaßt zu haben, — und nahten schnell dem Zug

mit ruhigem Gesicht, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre.

Die Wehrmannen aller Gauen saßen bereits vor den zahllosen Tafeln. Das Fleisch dampfte auf den Schüsseln und das mit Blut vermischte Bier füllte die Becher und Kummen. Gleichwohl rührte Niemand Speise und Trank an; weil die Züge zur Ehre der Asen noch nicht getrunken waren, und der Herzog allein den höchsten und ersten davon thun durfte.

Chlodwig nahm Platz unter dem offenen Zelte, das immer auf dem Mahlberg in Bereitschaft stand, um ihn und seine Edelleute zu empfangen. Raganher, als der Vornehmste nach ihm, setzte sich zu seiner rechten Seite, Lutgardis an seine linke; der Blutmann ihm gegenüber. Die Uebrigen ordneten sich nach Rang und Alter.

Bei dem Herrentisch waren jetzt die Scalden oder Dichter versammelt. Diese trugen weiße Kleider; ihr Haupt war mit Eichenlaub geziert; sie hatten lange Bärte und hielten in ihren Händen einige Saiteninstrumente in Gestalt kleiner Harfen.

Ein Stierhorn, ganz mit silbernem Schnitzwerk verziert, ward dem Oberherzog durch seinen Hausgrafen Siegebald überreicht und mit Bier und Blut gefüllt.

Chlodwig erhob sich, und während die Augen der Wehrmannen, selbst der am Meisten Entfernten, auf ihn gerichtet waren, hob er das silberne Horn in die Höhe und rief:

„Dieser Trunk sei dem Größten aller Asen geweiht: ich trinke zur Ehre Wodan's!“

Er brachte die Lippen an das Horn und reichte es dann Raganher, der es, nachdem er das Bier gekostet hatte, dem Edelmann, der neben ihm saß, in die Hand gab, — und so ging das Horn rund herum, bis es zurück kam an den Ort, von wo es zuerst ausgegangen war.

Jeder Gau hatte ein solches gemeinschaftliches Horn zum Trinken der feierlichen Züge; diese Hörner waren an allen Tafeln herumgegangen, auf das vom Oberherzog gegebene Zeichen.

Nach einer Pause erhob sich Raganher mit dem Horn und kündigte einen Zug an zur Ehre Thor's.

Ein Edelmann von Blandergau zur Ehre Freia's.

Der Blutmann zur Ehre aller Asen und Asinnen.

Und endlich schlug ein Abgeordneter von Haspegau die Heldenminne vor, den gewöhnlichen Trinkspruch zum Gedächtniß aller gefallenen Helden und Freunde.

Nun ordneten sich die Scalden in zwei Reihen vor dem Herrentisch.

Eine Reihe begann einen Gesang, der nur von einer höhern Stimme mit offenem Munde vorgetragen wurde; die andern Scalden begleiteten das Lied nicht allein mit dem Saitenklang, sondern auch mit einem eigenthümlichen Brummen steigender und fallender Töne, indem sie dabei durch vielfältige Gebehrden und Bewegungen des Gesichts den Eindruck des Gesanges vermehrten.

Der Scalde, der an der Spitze der ersten Reihe sich befand, sang folgendermaßen:

„Versteht Ihr der Vögel Geschrei,
Die Sprache der hungrigen Raben? —
Sie krächzen im düstren Gehölz,
Und rufen mit klagender Stimme
Nach Leichen und rauchendem Blut!

—

Sie fragen die Elfen der Wälder:
Wo sind nun des Merowig Kinder,
Wo blitzend und modernd ihr Schwert,
Auf Erden den Schrecken verbreitend,
Und dürstend nach fließendem Blut?

—

Die Geister der Wälder erzählen:
O Raben, die Söhne des Merwig
Vergessen in weichlicher Lauheit
Den Muth und die Ehre der Ahnen:
Zu Milch ward ihr siedendes Blut!"

Viele Edelleute, von diesen höhnenden Worten getroffen, ballten die Fäuste vor Wuth und schienen von zurückgehaltener Entrüstung zu zittern.

Chlodwig sprang auf und hob sein Riesenschwert in die Höhe, während er, mit glühenden Augen zum Himmel sehend, ausrief:

„Wodan! Thor! Freia! Ihr hört es aus Eurem Heimsala*); seid mir Zeugen, daß sie lügen die schwarzen Geister."

Aber der Sänger fuhr fort, ohne sich irre machen zu lassen:

„Sie harren auf üppigem Lager
Des Endes der Schlaffen und Sclaven.
Rost naget am Stahl ihrer Schwerter,
Den Asen im Glanzheim zur Schande,
Zu Schande dem edelen Blut!"

Noch stand der Oberherzog bleich und mit bebenden Lippen an der Tafel, sichtbar von einem unbezwingbaren Grimm fortgerissen. Der Blutmann, der ihm zur Seite getreten war, suchte ihm begreiflich zu machen, daß der Scalden Absicht nicht gewesen war, ihn zu erbitttern; daß sie so sangen, um die Streitlust der Wehrmannen zu entflammen, und daß übrigens der Schluß des Gedichtes dem Heldenmuth der Franken volles Recht widerfahren lassen würde.

Wohl wußte das Chlodwig; aber die lästerlichen Worte hatten ihn so verwundet, daß er ungeachtet der Gewalt, die er sich selbst anthat, seiner Aufregung nicht Herr werden konnte.

„Habt Ehrfurcht vor den Dienern der Asen", sprach endlich der Blutmann mit feierlichem Ton. „Herzog, Ihr entheiligt Wodan's Weihhof."

„Was, die Asen?" rief Chlodwig, „Ihr sprecht in ihrem Namen? Es ist falsch, was Ihr sagt; denn wenn so die Asen der Feigheit mich beschuldigen könnten, so würde ich gegen solchen ungerechten Hohn aufstehn und mich rächen."

*) Heimsala, die Wohnung der Asen oder Götter. Heim bedeutet im Allgemeinen Wohnung und Sala einen Saal.

Vor Schreck fuhr der Blutmann zurück; die Edelleute im Gegentheil, obwohl zitternd vor abergläubischer Angst, bewunderten den Oberherzog, der mit dem trotzigen hochaufgerichteten Haupte und mit den feurigen blauen Augen vor ihnen da stand als das wahre Bild von der Franken unbeugbarem Muthe.

Chlodwig's Erbitterung schien nach ihrem letzten Ausbruch verringert, er setzte sich nieder und blickte auf die Tafel vor sich hin, noch sichtlich tief bewegt.

Nun begann der Scalde, der an der Spitze der andern Reihe stand, die Antwort auf das erste Gedicht zu singen:

„Feiger Hohn ist Eure Lästerrede,
Schwarze Geister, die im Wald Ihr wohnet,
Ausgestoßen aus der Asen Saal!
Unverfälschet leben Merwigs Söhne,
Wodan bittend um ein rastlos Kämpfen,
Schmachtend nach dem Bad in Feindes Blut!

—

Höret auf zu krächzen, Raben Wodan's!
Wo die Mittagssonn' mit süßem Schimmer
Bergeshöh'n in Gold und Purpur hüllt,
Da, beim Mahl von tausend Menschenleichen
Werdet Ihr den Hunger stillen können
Und den Durst in Eurer Feinde Blut.

—

Heil Euch, Franken, flammend Schwert wird wühlen,
Beil und Spieß wird auf die Schilde klirren,
Vorwärts, vorwärts, nach dem reichen Gallien!
Fallen wir auf Feindes kalten Leichen,
Helden gehn im Arme der Walkuren
Nach Walhalla und in Wodan's Schooß.“

Die Scalden, ganz bestürzt über den ungünstigen Eindruck, den ihr Gesang auf Chlodwig gemacht hatte, entfernten sich stillschweigend in der Richtung des Weihhauses.

Alle Edelleute hielten den Blick auf den Oberherzog gerichtet. Dieser war augenscheinlich durch einen Traum

entrückt; denn er schien den Lobgesang nicht gehört zu haben, und bewegte sich nun auch nicht, obwohl die letzten Töne des Lied's bereits verklungen waren.

Nach einer Weile jedoch stand er langsam auf und sagte mit lauter Stimme:

„Streitgenossen aller Gaue, es geschehe denn also nach der geschlossenen Uebereinkunft. Findet Euch Alle mit Euren Wehrmannen und Genossen auf den bestimmten Tag auf dem Kamerykker Felde ein. Die Welt soll erfahren, ob die Merowinger in feiger Weichlichkeit vergessen haben, was ihre Väter waren; Ströme Bluts sollen vor dem Angesichte der Asen zeugen, wer wir sind . . . Ich bin müde und muß gegen den König der Burgunder der Gastfreiheit pflegen. Ich verlasse das Mahl, — und grüße Euch Alle, bis daß die Stunde des großen Kampfes gekommen ist."

Sich zu dem Blutmann neigend flüsterte er ihm in's Ohr:

„Rambold, Rambold, bittet Braga, den Asen der Dichter, daß er Euch keine Gesänge mehr eingebe, die ein Merowinger nicht hören kann."

Aus des Blutmannes Augen schoß ein Strahl von Wuth; gleichwohl schwieg er.

Chlodwig ergriff nun die Hand seiner Verlobten und verließ das Zelt mit ihr und mit den Edelleuten seines Gefolges.

Nach der Seite des Waldes gehend, wo die Pferde standen, sagte Chlodwig einige freundliche Worte zu Lutgardis, welche er während des Mahls beinahe unangeredet gelassen hatte. Er bekam keine Antwort, und bemerkte, daß zwei Thränen aus ihren Augen rollten.

„Was fehlt Dir, meine Verlobte?" fragte er, „Du weinst?"

„Das schwarzhaarige Weib flößt mir Haß und Schreck ein", sagte Lutgardis; ihr Bild schwebt mir spottend vor den Augen. Ich weine vor Neid und Grimm. Möchten die Nornen ihren Lebensfaden brechen, ehe die Sonne wiederkehrt."

Ein Schauder der Entrüstung durchfuhr Chlodwig; auf seinem Antlitz erschien ein Zug von Verachtung und er be-

schleunigte seine Schritte, ohne auf den wilden Wunsch seiner Verlobten zu antworten.

Nach einer Weile murmelte Lutgardis mit düstrer Stimme:

„Ich muß meinem Bruder nach Kameryk folgen, und vielleicht wird es während der vierzig langen Tage Dir nicht gefallen, ihn einmal zu besuchen. So werde ich allein bleiben mit meiner tödtlichen Angst, trauern und weinen vor Verdruß und Gram. Denn bei Dir wird die Christin sein, in Deiner Halle wird sie wohnen; Du wirst Dich sonnen können in den verführerischen Blicken der Schwarzhaarigen, so wie Du es bei ihrem Erscheinen hier gethan hast. Aber daß sie zittere! Ich werde erfahren, was hier geschieht. Meine Rache wird sie nicht verfehlen ..."

„Lutgardis", rief der Herzog mit Nachdruck, „Du vergißt, daß Du zu Deinem Herrn sprichst. Höre, was ich Dir sagen werde. Ich bin an Dich gebunden durch ein vor dem Angesicht der Asen gethanes Gelöbniß. Mein Wort werde ich halten in voller Wahrheit; aber die Gastfreiheit werde ich gegen meine königlichen Gäste nach Gebühr pflegen, so wie ich will. Wähne nicht, daß Chlodwig's Gemüth jemals durch ein Weib gegen seinen Willen werde beherrscht werden, und wäre sie selbst eine Walkure. Geh' mit Frieden, Lutgardis ... aber wehe Dir, wehe Dir, Weib, wenn Du etwas um meinetwillen gegen Hilperich's Tochter unternehmen solltest!"

Unter diesen furchtbaren Worten stand Lutgardis wie niedergedrückt; sie hatte jedoch aus denselben viel Trost geschöpft, da Chlodwig sein feierliches Gelöbniß hier nochmals bekräftigt hatte.

Sie gab ihm die Hand und sagte gelassen:

„Chlodwig ich vertraue auf dein Wort, obschon mir vor Beklommenheit das Herz im Busen zittert. Ach! daß Wodan Dich beschirme gegen der Christin Bezauberung!"

Mit diesen Worten ging sie zu ihrem Bruder Raganher, der bereits zu Pferde saß. Sie stieg gleichfalls auf ihren Renner, und bald verschwanden die Herzöge mit ihren Leuten zwischen den Bäumen des heiligen Waldes.

III.

Neben der Herrenhalle und an den Vorhof grenzend lag ein weit sich ausstreckender Lustpark, durch dessen Schooß sich viele breite Pfade schlängelten und der zur Unterhaltung des Herzogs mit vielfältigen Blumen und Sträuchern verziert war.

Des andern Tages befand sich Chlodwig viel früher als gewöhnlich in diesem Lustgarten.

Zerstreut wandelte er darin umher, blieb bisweilen träumend stehn und schlug die Augen nieder, um in seinem Innern ohne Störung zu sinnen und zu denken; dann schüttelte er wieder seine blonden Haare um seinen Hals, hob seinen Blick begeistert in die Höhe, und schien versunken in Verwunderung für Alles, was ihn umgab.

Etwas, wie ein Lächeln, spielte um seinen Mund; seine Augen funkelten von milder Glut, er athmete in ruhigen, aber mächtigen Zügen. Stirn und Wangen waren ihm hoch geröthet, als ob wärmeres Blut ihm durch die Adern flösse. Von Zeit zu Zeit bewegte er seine Lippen und vertraute dann dem lauen Winde, der um ihn tändelte, bewußtlos ein Wort an — wahrscheinlich einen Namen. Dies Wort, sobald es seinem Mund entschlüpfte, und, wie ein geheimnißvolles Gemurmel zu seinen Ohren emporstieg, schien ihn zu beunruhigen und in Verwunderung zu setzen.

Es war ein lieblicher Morgen. Die Sonne hatte sich seit einigen Stunden über den Horizont erhoben, und durcheilte in voller Pracht die spiegelreine Himmelsfluth. Ihre

Strahlen waren noch zum Theil gedämpft durch die farbigen Töne des Morgenroths; sie goß Ströme röthlichen Lichts auf ihre Bahn.

Der Wind wehte sanft; man hätte denken können, er hätte sich bei der lauen Lenzwärme unter dem Laub versteckt gehalten. Denn obschon die Wipfel der Bäume bewegunslos das Licht der Sonne zurückwarfen, so raschelte doch unten in dem Strauch- und Buschwerk manchmal das Laub, als hätten dort unsichtbar einige neckische Geister ihr Spiel getrieben.

Ungemein süß und frisch war die Luft, aber erfüllt mit einer unbegreiflichen Kraft, die die Lungen ausdehnte, und den Busen von einem Gefühle jugendlicher Lebenslust schwellen ließ.

Unter dem wohlthätigen Einfluß der Lenzessonne war Alles in der Natur thätig, muthig und froh. Die Vögel in den Bäumen sangen wetteifernd ihre schönsten Lieder, und vereinigten ihre Stimmen zu einem fröhlichen Geschmetter.

Chlodwig stand wie bezaubert mitten in dieser allgemeinen Naturfreude; er schien sich in eine ganz neue Welt, in eine für ihn fremde Schöpfung entrückt. Sein Herz schlug feuriger als gewöhnlich und mit jedem Pulsschlag fühlte er einen geheimnißvollen Strom von Glück und Lebenslust seine Brust durchwallen. Selbst seine Augen schienen ihm wie verwandelt; denn Alles, was er sah, Lebendiges und Lebloses, es glänzte von Pracht und Schönheit, es sprach, es sang, es jauchzte, es lächelte ihm liebreich zu, — und er, er wußte nicht, wie es kam, aber er bewunderte und liebte es alles zusammen.

Nachdem der Herzog eine lange Weile in voller Vergessenheit mit gesenktem Haupte träumend dagestanden und wahrscheinlich nach dem Räthselwort seiner sonderbaren Veränderung gesucht hatte, erwachte er verlegen aus dem tiefen Sinnen, schüttelte den Kopf, rieb sich die Stirn und sprach zu sich selbst:

„Unbegreiflich! Was geht in mir vor? Hundertmal habe ich diesen Lusthain durchwandelt; es ist das erste Mal nicht, daß ich die Lenznatur anschaue; die Sonne stand

gestern ebenso schön am blauen Himmel. Von Allem, was mich hier umringt, ist nichts verändert, — und doch ist es für mich nicht mehr so, wie es war. Ich bin es also, mit dem eine Veränderung vorgegangen ist. In der That! Etwas Geheimnißvolles erregt mich; es ist als ob in meinem Herzen viele Brunnen sich geöffnet hätten, um neue Gefühle und neue Gedanken hineinzusenken ... Ich erkenne mich selbst nicht mehr; eine zweite Seele offenbart sich in mir. Wodan, unter welcher Zaubermacht lieg' ich gebeugt?"

Langsam fortgehend hielt er den Blick fragend ins Weite gerichtet; bald erschien ein scherzender Ausdruck auf seinem Gesicht; er bewegte die Lippen, und als ob eine geheime Stimme in sein Ohr gesprochen hätte, sagte er verwundert:

„Chlotilde! Warum verfolgt mich so ihr Bild? Warum mischt es sich in meine Gedanken? Die Nacht hat es mir im Schlaf gezeigt; der Tag führt es immer auf's neue vor meine Augen. Hat ihr Anblick allein vielleicht in mir dies unbekannte Gefühl erweckt? Sollte es Liebe sein, das meinen Busen erregt?"

Er schüttelte zweifelnd das Haupt und wandelte fort bis zum Ende des Parks, wo er sich auf eine Bank niedersetzte. Dann erst sagte er:

„Liebe? Liebe für die christliche Königstochter? Dies Gefühl sollte in mir gegen meinen Willen keimen? — Ich sollte nicht die Macht haben, um diese Leidenschaft ohne Hoffnung, ohne erreichbares Ziel zu unterdrücken? Der Oberherzog der Franken, — er, der sich stark genug meint, dem Riesengebäude der Römischen Größe den letzten Stoß zu geben, — er sollte ohnmächtig sein gegen den Blick eines Kindes? Er sollte unterliegen vor dem Lächeln eines fremden Mädchens?"

Ein Ausdruck von Ungeduld lief über sein Gesicht und erzürnt stampfte er auf die Erde; diese Bewegung beruhigte sich aber bald.

„Ich bin an ein anderes Weib gebunden", murmelte er, „das unvermeidliche Geschick zwingt mich zu einem Ehebündniß ohne Neigung, ohne Liebe ... Ich werde meinem Verlöbniß treu bleiben. Aber wozu sag' ich mir das Alles? Hat die junge Fürstin eine Zauberkraft auf mich aus-

geübt, so ist es der natürliche Eindruck der Schönheit. Sie wird sich bald entfernen, — der Eindruck wird vergehen, und ich werde von ihr nichts behalten, als das Andenken an eine liebliche Erscheinung . . . denn sicherlich hat das Schicksal zwischen ihr und mir mehr als eine Kluft gegraben: meine Verlobung mit Lutgardis, ihres Vaters Thron und ihre Religion. — Wäre ich König oder Kaiser, wäre ich frei von jeder Verbindung, was nützte das? Sollte denn das Blut eines Merowingers sich vermischen mit dem Blute einer Christin? — Weg, weg mit den kindischen Träumen! Größere Gedanken müssen in meinem Geist entstehn; auf mir ruht die Hoffnung eines ganzen Geschlechts, auf mir ruht vielleicht die Zukunft einer Welt."

Chlodwig blieb lange Zeit auf der Bank sitzen, ohne daß sein Gesicht irgend eine neue Gemüthsbewegung verrieth. Allmählig jedoch schien er wieder in einen lieblichen Traum zu versinken; denn seine Züge verklärten sich, als sähe er etwas Angenehmes vor sich aufsteigen. Auf einmal erwachte er aus seinem Sinnen und sagte mit Grimm:

„Da ist es wieder, das zwingende Bild mit dem unbegreiflich milden Lächeln um die Lippen, mit dem unsäglich süßen Wort im Munde. Ach! es erschreckt mich, es beschämt mich wegen meiner Schwachheit; ich will es vergessen, es verjagen, — und doch überwältigt es mich immer wieder durch seine bezaubernde Süßigkeit!"

Nach einer augenblicklichen Pause rief er mit beklommener Wuth aus:

„Bei allen Nornen! Ihr sollt Chlodwig nicht überwältigen! Er wird den Spott aufrufen gegen Eure Zauberkraft, lachen über seine eigene Schwachheit, scherzen mit dem Gefühl, das ihn erregt; — und so die Saat ersticken, die in seinem Busen entkeimen will."

Wirklich blieb ein spöttisches Lächeln für einige Augenblicke auf seinem Gesichte. Aber bald verschwand dies Zeichen von Empörung gegen sein Herz, um einem stillen sinnenden Ausdruck Platz zu machen, der davon zeugte, daß Chlodwig in dem Streite, den er gegen das Bild der schönen Chlotildis angefangen hatte, noch nicht Sieger geworden war.

In dieser Gemüthsverfassung verließ er die Bank und trat aus dem Wege zwischen die Sträucher und Gebüsche, als hätte er sich selbst entfliehen wollen.

Während Chlodwig in dem Park hin und her wandelte, saß Chlotilde an dem Fenster eines Saals der Halle. Sie hielt ein Tuch auf dem Schooß und schien darauf mit Seide und Golddraht einige Verzierungen sticken zu wollen; doch die Fäden blieben unbewegt zwischen ihren Fingern hängen, und sie richtete den Blick in tiefer Vergessenheit zur Erde.

Einige Schritte von ihr saßen die zwei Jungfrauen, welche zur Gesellschaft mit ihr aus Burgund gekommen waren. Die Aelteste hielt eine Spindel in der Hand und arbeitete fleißig; die Andere nähte an einem Frauenanzug. Seit einiger Zeit wechselten sie verstohlene Blicke mit einander über die Zerstreutheit und Träumerei ihrer jungen Gebieterin, die bewegungslos blieb und sich ihrer Anwesenheit nicht mehr zu erinnern schien. Endlich fragte die Jüngste auf lateinisch mit lauter Stimme Chlotilde, indem sie ihre Arbeit zeigte:

„Herrin, soll ich auch blaue Seide gebrauchen, um den Rand zu besetzen?"

„Ach, Ermelinda, Du erschreckst mich!" sagte die Jungfrau, indem sie verlegen aus ihrem Grübeln aufsprang. „Fragtest Du etwas, Liebe?"

„Ich fragte Euch, Herrin, ob ich blaue Seide gebrauchen soll?"

„Ja, blaue, rothe, grüne; es ist mir Alles gleich."

„Aber Ihr hattet mir geboten, Euch danach zu fragen."

„Nun, blaue denn; ich weiß nicht, wo meine Gedanken sind."

„In der That, Fürstin", sprach die Aelteste, indem sie sich Chlotilde näherte, „Ihr seid so ungewöhnlich zerstreut und schweigsam, als ob ein unangenehmer Gedanke Euch verfolgte. Hat vielleicht ein böser Traum diese Nacht Eure Ruhe gestört? Es wäre nicht zu verwundern in einer heidnischen Wohnung!"

„Kommt Beide her, und setzt Euch neben mich", sagte Chlotilde, „ich darf Euch kaum erzählen, was mich so auf-

geregt hat und mir nun immer auf's Neue und unüberwindlich vor die Seele tritt. — Es ist so wunderseltsam! Ich will es Euch aber sagen. Die Mittheilung wird vielleicht den Eindruck schwächen, von dem ich beherrscht werde."

Die zwei Mädchen nahten mit ihren Sesseln; Chlotilde hob an:

„Horcht, es war ein Traum; aber so sonderbar und außergewöhnlich, daß er mich unsäglich angegriffen hat. — Ich war eingeschlafen, mit dem Gedanken an den Mahlberg und was wir da gesehen haben . . . Auf einmal erklang in meinem Ohr ein himmlisches Getön von Sang und Saitenspiel; ich öffnete die Augen mit frohem Lächeln; denn das Spiel, das mich weckte, war so süß, daß es mich ganz entzückte von Seligkeit und Freude. An meinem Bett stand ein Engel mit vier Flügeln, der in ein Lichtgewand gekleidet war und dessen Angesicht wie eine Sonne glänzte. — Als ich verwundert ihn anschaute, sprach er mit gebietendem Ton:

„Chlotilde, steh auf und folge mir!"

„Aber die Aufregung, die Scheu, die Furcht vielleicht — ich weiß es nicht — hielten mich ab, seinem Befehl zu gehorchen. Er trat dichter an mich heran und sprach mit süßem Ton:

„Chlotilde, der Herr des Himmels hat Dich vor, Allen auserkoren, um der Menschheit eine große Wohlthat zu schenken; durch Dich will er die Christen von der Verfolgung retten und das wahre Licht über die westliche Welt verbreiten."

Die beiden Jungfrauen lauschten verwundert Chlotildens Worten, um so mehr, da ihre Stimme eine besondere Begeisterung verrieth, und ihre Augen glänzten, als wäre sie überzeugt von der Wahrheit ihrer Erzählung.

„Sagte der Engel wirklich diese Worte zu Euch?" rief die Jüngere.

Chlotilde nickte bestätigend und fuhr fort.

„Ich stand auf; der Engel kleidete mich in ein schneeweißes Gewand und setzte mir eine Brautkrone auf den Kopf. Ich fragte ihn, was diese Krone bedeute; er antwortete:

„Ich muß Dich vor den Altar führen; Du wirst die Braut eines ruhmreichen Königs, dessen sich der allmächtige Gott bedienen wird, um große Dinge auf der Welt geschehen zu lassen. Komm, es ist Gottes Wille!"

„Himmel, was wird daraus werden!" fiel die Aeltere ihr in die Rede; „das ist ja wie eine Offenbarung..."

„Und seid Ihr dem Engel gefolgt?" fragte die Jüngere.

„Jawohl", versetzte Chlotilde, „aber unterbrecht mich nicht." Der Engel brachte mich in eine große Stadt; es war Tag, die Sonne schien, Tausende von Menschen erfüllten die Straßen, durch welche der Engel mich leitete. Ich sah hier Leute von allen Ländern und Geschlechtern: Römer, Gallier, Burgunder, Allemannen, Franken, Gothen und Heruler, — und Alle jauchzten bei meinem Durchzug, riefen mir Glückwünsche zu und dankten mit lauter Stimme dem Herrn für das, was hier geschehen sollte, als wäre diese Ehe eine Wohlthat für die Menschheit... Wir traten in eine große Kirche, vor deren Thür eine ganze Schaar Bischöfe uns empfing. — Ich kniete bereits lange am Altar mit dem Engel an meiner Seite; aber meinen Bräutigam sah ich nicht. Auf meine schüchterne Frage antwortete der Engel:

„Du sollst ihn sehn, aber ihn nicht erkennen, bevor ihr feierlich verbunden seid. Empfange ihn mit Demuth; was Gott gibt, muß Dir lieb sein."

„Ein wenig später wies der Engel mit dem Finger nach der rechten Seite der Kirche und sprach:

„Sieh, Chlotilde, da naht er, der Dir von Christus vorherbestimmte Bräutigam!"

„Ich schaute neugierig und ängstlich auf einen Mann, der aus einem Seitenbogen, mit langsamem, festen Schritt zum Altar kam. Ein Panzerhemd bedeckte seinen Leib; sein Gesicht war unter einem geschlossenen Helm von glänzendem Silber ganz verborgen; rund um den Helm blinkte eine schimmernde Königskrone; ein Schwert, so lang und schwer, wie ich noch nirgend eines gesehen habe, hing an seiner Seite. Er näherte sich, kniete nieder neben mir und faßte sprachlos meine Hand. Ich weiß nicht, aber diese Berührung machte mich zittern; mein Herz begann ungestüm zu

schlagen; es war als ob aus seiner Hand ein Feuer in mich überströmte, und ich fühlte für ihn, obwohl mir Unbekannten, eine Neigung, — eine Liebe vielleicht — so innig, daß ich zitternd und bebend ihm zur Seite stand . . . Ich hörte die Gebete des Priesters nicht mehr, ich hatte nur gerade noch Kraft genug, um das feierliche Jawort auszusprechen; — aber kaum war dies Wort aus meinem Munde, so legte mein Bräutigam den Helm auf die Stufen des Altars und schloß mich in seine Arme, während mein Name wie ein Siegesgeschrei seiner Brust entstieg. Da sah und erkannte ich ihn. — Wer es war, das würde kein Mensch auf der Erde errathen können!"

Chlotilde schlug den Blick niederwärts und schwieg; auch die ältere Jungfrau schien in tiefe Betrachtungen versunken; aber die jüngere konnte ihre Neugierde nicht bezwingen.

„Nun? Nun?" rief sie, „wer war es? Lebt er?"

Da sie keine Antwort bekam, fuhr sie fort:

„Ist's ein König? Dann wird es wohl der König der Westgothen sein? Vielleicht der König der Heruler? Ach, sagt es doch, Herrin, Ihr laßt mich vor Ungeduld vergehn."

„Nenne keine Namen, Ermelinda," antwortete Chlotilde, „unmöglich kannst Du das Räthsel auflösen. Ich werde Dir sagen, wer der Mann war, den mein Traum mir zum Bräutigam gab . . ."

„Ich kann es wohl rathen", fiel die ältere Jungfrau ihr in die Rede.

„Du? seinen Namen sagen?" fragte Chlotilde ungläubig. „Nein! Nein! liebe Milburga, hoffe es nicht. Du wirst ihn auf einem Thron suchen; — so hoch sitzt er nicht."

„Ich weiß es", war die Antwort.

„Du weißt es?"

„Ja, wahrlich! Der Bräutigam, den Euer Traum Euch gab, heißt er nicht Chlodwig und ist er nicht Oberherzog der Franken?" —

Chlotilde schaute betroffen in Milburga's Augen und sagte:

„Aber wie ist es nur möglich, daß Du errathest, was Niemand auf der Erde bekannt sein kann, als mir allein?

Etwas, das mir nur in einem Traum gezeigt wurde? Bist Du denn eine Wahrsagerin, Milburga?"

„Wie?" rief Ermelinda ganz außer sich, „es ist also wahr, was Milburga sagt? Chlodwig soll der Mann sein, der das Jawort aus Eurem Munde empfing und Euch als Ehegenosse in die Arme schloß? Er ist doch kein König?"

Die ältere Jungfrau antwortete mit einem halbscherzenden Lächeln auf Chlotilden's Ausruf:

„Hier ist keine Wahrsagerei im Spiel, gnädige Fürstin; und es bedarf wenig Scharfsinn, um den Brunnen zu finden, woraus das nächtliche Gaukelspiel, das Euch aufregt, entsprungen ist. Gestern, nach unserm Besuch auf dem Mahlberg, haben wir beinahe unaufhörlich über das gesprochen, was wir da Alles seltsames und wunderbares sahen. Das stattliche Gesicht, der stolze Blick und die männliche Schönheit des Oberherzogs hatten auf uns Alle einen tiefen Eindruck gemacht, besonders auf Euch Fürstin. Ihr bedauertet, daß solch ein schöner Mensch Heide bleiben müßte; Ihr sagtet, Ihr würdet Gott flehentlich bitten, damit einmal das wahre Licht den Geist dieses herrlichen Jünglings erleuchten möge; Ihr sagtet noch, daß er im Begriff sei, die Römer anzugreifen und vielleicht eine Königskrone gewinnen würde, und Ihr wünschtet feurig, daß er siegen möchte . . . Bereits gestern Abend waret ihr sinnend und zerstreut; Ihr habt schlafend den Traum fortgesetzt, der schon bei Tage Euch vor dem Geist schwebte . . . Das Uebrige hat Eure in nächtlicher Unbestimmtheit weilende Phantasie hinzugefügt und ausgeschmückt."

Aergerlich den Kopf schüttelnd sagte Chlotilde:

„Also soll mein schöner Traum nichts sein, als ein eitles Gaukelspiel?"

„Und was wollt Ihr denn, das er sein soll, Fürstin?"

„Ich habe geglaubt, daß mein Traum eine Offenbarung, eine göttliche Vorhersagung zukünftiger Dinge sein könnte... und ich war von freudigem Stolze erregt, weil der Herr mich erkoren haben könnte, ein demüthiges Werkzeug in seinen Händen zu werden; aber ich muß bekennen, daß ich mich betrogen habe. Die während der Nacht mir vor der Seele schwebenden Bilder sind nichts, als der Wiederschein

des Eindrucks, den die Versammlung der Franken auf uns Alle gemacht hat . . . Das sagt mir meine Vernunft; — und gleichwohl ruft meine Phantasie, meine Seele, eine unbekannte, aus meinem innersten Gemüthe sprechende Stimme mir zu, daß ich Dir nicht glauben kann, Milburga. — Ach, wäre es doch die Stimme Gottes, die ich gehört habe! Ich würde der Wunderstab der Rettung und der Gnade in des Herrn Hand! Durch mich würde mein Ehegenosse der Schild und das Schwert der wahren Kirche; meine Ehe, durch den Himmel selbst geheiligt, machte mich zur Gattin des schönsten Mannes auf Erden . . . Aber ich bin von Sinnen, mein Geist geht irre ... Nein, nein, Du hast Recht, Milburga; alle die herrlichen Sachen, — es ist nichts als ein Traum, wie jeder andere, ein eitles Phantasiegebilde, das im Schlaf entsteht und mit dem Dunkel der Nacht verschwindet."

Sie schwieg eine Weile und bewegte auf's Neue den Kopf, als ob sie nur mit Widerstreben der Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Traumes Eingang in ihr Herz gewähre.

Endlich stand sie auf und sagte:

„Kommt, es ist solch schönes Wetter; ich will im Lustgarten spazieren gehn. Die Einsamkeit, die frische Morgenluft werden mich erquicken und mir mehr Gedankenfreiheit schenken; denn — ich weiß nicht, wie mir geschieht — immer steigen dieselben Bilder vor meinen Augen auf. Kommt, ihr Lieben, und sprecht mir von dieser Sache nicht mehr."

Als sie nun bereit standen, das Zimmer zu verlassen, trat der König der Burgunder aus einer Seitenthür und sagte zu seiner Tochter:

„Chlotilde, es freut mich, Dich schon angekleidet zu finden; wir wollen dem Oberherzog unsern Morgengruß bringen; es ist eine Pflicht für uns, die wir in seiner Halle eingekehrt sind."

Die junge Fürstin schien erfreut über diese unerwartete Einladung, sie gab ihren Gefährtinnen ein Zeichen, ihr zu folgen, und schritt mit ihrem Vater durch den Säulengang, welcher nach der Vorderseite der Halle führte.

In dem großen Saal, wo sie den Herzog anzutreffen meinten, fanden sie Niemand, als Aurelianus, der auf ihre

Frage sich bereit erklärte, sie nach dem Lusthain zu geleiten, wo, wie er wußte, Chlodwig lustwandelte.

Kaum waren sie aus der Halle herausgetreten, so wandte sich Chlotilde mehr zu Aurelianus und fragte ihn mit wundersüßer Stimme lateinisch:

„Herr, Ihr seid Christ, nicht wahr? Man sagt, daß Ihr der besondere Freund und Vertraute des Herzogs seid. Ihr kennt ihn also sehr gut?"

Auf die bejahende Antwort des Aurelianus fragte sie weiter:

Nicht wahr, der Oberherzog ist nicht so blutdurstig, noch so rachgierig, wie die übrigen Franken? Er besitzt Herzensgüte? Wohl glüht männlicher Stolz in seinen Augen, wohl ist sein Blick gebieterisch und furchtbar; aber doch, es ist unmöglich, daß sein Gemüth barbarisch und seine Seele gefühllos sei; denn sonst wäre der Adel, von dem seine Stirne strahlt, fast eine Lüge . . ."

Aurelianus sah sie mit Verwunderung an, und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Nun, Ihr zögert?" sagte sie, wie betrübt, „sollte dies eindrucksvolle Gesicht eine Seele ohne Edelmuth und Milde verbergen?"

„Im Ganzen nicht, gnädige Fürstin", stammelte der Römer. „Der Herzog ist unverzagt und streitsüchtig, aber nicht blutgierig; er ist trotzig wie irgend ein Franke und kann keinen Schein von Hohn ertragen. Ist einmal seine Wuth entflammt, so würde er verderben, was ihm in den Weg tritt; aber es ist auch Gutmüthigkeit in seinem Herzen, und das sanfte Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit ist ihm nicht fremd."

„Ach! ich wußte es wohl!" rief Chlotilde freudig aus.

„Sie wußte es wohl!" wiederholte Aurelianus bei sich. „Was hat die sonderbare Begeisterung der jungen Fürstin zu bedeuten?"

Nach einigen Augenblicken riß Chlotilde ihn aus seinen Betrachtungen, indem sie mit scheinbarer Ruhe sagte:

„Herr, nehmt es mir doch nicht übel, daß ich Euch so Vieles frage; diese Neugier werdet Ihr einem jungen Mäd-

chen, wie ich bin, verzeihen. Seid Ihr bereits lange Zeit bei dem Herzog?"

„O! sehr lange Zeit, Fürstin", antwortete Aurelianus mit freundlichem Blick.

„Und welcher Zufall brachte Euch, Römer und Christen, an eine so hohe Stelle mitten unter den trotzigen Heiden?"

„Ich bin kein eigentlicher Römer; Gallien ist mein Vaterland. Die Erklärung, um die Ihr mich fragt, ist eine ganze Geschichte."

„Ei nun, Herr; erzählt sie mir; es wird mich freuen, mit Euch besser bekannt zu werden."

Aurelianus war ganz verwundert über das Interesse, das die junge Fürstin auch an ihm zu nehmen schien; — er antwortete mit freier Stimme:

„So will ich Euch denn mit kurzen Worten sagen, wie es kommt, daß ich mitten unter den Heiden lebe ... In frühern Zeiten ist mein Vater aus Gallien geflüchtet, wo er, weil er einen Aufstand gegen die Römischen Unterdrücker angestiftet hatte, verurtheilt war, durch schreckliche Qualen zum Tode gebracht zu werden. Er fand hier in Doornik mit seiner Dienerschaft einen Zufluchtsort bei Herzog Hilderich, Chlodwig's Vater. Die römischen Präfekten haben ihre Leute mehrmals von Herzog Hilderich zurückgefordert, und ihm selbst, auf seine Weigerung den Krieg erklärt; aber er in seiner Hochherzigkeit hat weder meinen Vater noch mich, der ich noch ein Kind war, an unsere Feinde ausliefern wollen. Mein Vater ist zu Gott gegangen. Was ich im Dienste Chlodwig's thue, ist die Bezahlung einer Schuld der Dankbarkeit, sowohl gegen das Andenken Hilderich's, seines Vaters, als auch gegen ihn selbst, der mich als Freund und Bruder zärtlich liebt. — Wenn der Herzog nicht so roh und ungebildet, wie seine Stammgenossen, ist, so ist das meinem seligen Vater zu danken, denn neben der körperlichen Ausbildung, auf welche die Franken allein Werth legten, hat er auch Chlodwig's Herz und Geist gebildet. Die Saat der feineren Bildung und Wissenschaft ist wohl großentheils auf dem Felsen des Fränkischen Trotzes erstorben; aber was davon aufging und gedieh, hat doch zum wenigsten

das Gemüth des Herzogs für das Gefühl der wahren Rechtschaffenheit empfänglich gemacht, und ihm Kenntnisse geschenkt, die ihn weit über die andern Herzoge der Franken erheben."

„So viel durfte ich nicht hoffen", bemerkte Chlotilde, „mein Vater hat mir die Franken geschildert als streitsüchtige Männer voll Unverzagtheit und Heldenmuth, aber dabei roh, unwissend und wild, als hätten sie niemals ihre Wälder verlassen."

„Was der König, Euer Herr Vater, Euch sagte, ist nicht ganz ungegründet, gnädige Fürstin; aber Herzog Chlodwig ist eine Ausnahme. Er spricht nicht allein die lateinische Sprache, sondern liest sie selbst, obschon mit Mühe. — Dies setzt Euch nicht mit Unrecht in Erstaunen. Sein Vater würde wahrscheinlich verboten haben, ihm so etwas zu lehren; denn die Franken meinen, daß Bildung und Wissenschaft dem Manne seinen Starkmuth rauben und ihn einem Weibe gleich machen. Aber Chlodwig und ich sind zusammen aufgewachsen; und wenn der junge Herzog von seinen Leibesübungen zurückkam, dann hörte er meist immer den Unterricht, den mein Vater mir gab, und er sah, wie ich mich übte in der Kenntniß der lateinischen Sprache. Was er jetzt weiß, hat er daher behalten; der Geist des Herzogs, Fürstin, ist mit einem angebornen Scharfsinn begabt, der mich selbst verwundert . . . Was ich sage, scheint Euch zu erfreuen?"

Chlotilde schlug die Augen nieder; — doch sie erhob sie gleich wieder und antwortete etwas stolz:

„In der That, das Gegentheil würde mich betrübt haben . . ."

Sie gedachte ihrer Erklärung noch einige Worte hinzuzufügen; doch nun waren sie in den Park getreten; und der König, ihr Vater, richtete eine Frage an Aurelianus.

Als er diese beantwortet hatte durch einige Andeutungen über den Ort, wohin der Herzog meistens seine Spaziergänge richtete, gingen sie wieder stillschweigend durch den großen Park.

Chlotilde trat dicht an den Römer und sagte zu ihm mit leiser, doch gefühlvoller Stimme:

„Herr, Ihr werdet immer bei Chlodwig bleiben, nicht wahr? Ihr werdet Ihn nicht verlassen, bis daß sein Schicksal sich erfüllt hat?"

„Aber, wie meint Ihr das, Fürstin?" fragte Aurelianus, betroffen durch Chlotilden's Worte.

„Nein, nein, verlaßt ihn nicht", fuhr sie mit Aufregung fort, „Ihr, die Ihr mein Bruder in Christus seid, ich sage Euch, bleibt bei ihm, und Ihr werdet große Dinge sehen."

Als Aurelianus ihr mit starrem, fragendem Blick in die Augen sah, neigte sie ihr Haupt zu ihm und sagte ihm mit bezeichnendem Ton in's Ohr:

Gott wird ihm eine schimmernde Königskrone geben! Sein Schwert wird die mächtigste Brustwehr des Christenthums werden. Er wird groß und ruhmreich werden unter den Fürsten der Erde."

Der Ton dieser Worte ließ den Römer zusammenschrecken und vor Beunruhigung zittern.

„Fürstin", sprach er, „was Ihr sagt, regt mich ungemein auf. O, erklärt Euch! Wer flößte Euch solche Gedanken ein? Wer zeigte Euch in der Zukunft solch ein Loos für meinen Herrn Chlodwig?"

„Wer?" antwortete Chlotilde, „es war kein sterblicher Mensch: ein Engel des Herrn stellte es mir in einem schönen Traume vor . . . Aber der Traum wird sich verwirklichen!"

„In einem Traum", murmelte Aurelianus niedergeschlagen. „Es war ein Traum! Ach, ich träume dasselbe Tag und Nacht! Aber was ist ein Nachtgesicht, durch das Gefühl der Hoffnung uns vor den Geist gegaukelt!"

In diesem Augenblick trat Herzog Chlodwig unerwartet aus einem dichten Gebüsch hervor. Er stand vor dem König der Burgunder und vor dessen Tochter, ehe er sie bemerkt hatte.

Aus Chlodwig's und Chlotilden's Brust stieg zu derselben Zeit ein Seufzer der Verlegenheit und Freude, der sie gegenseitig in Erstaunen setzte und den Römer betroffen machte. — Was der Seufzer sagte, erschreckte ihn.

Der Herzog ward roth; aber bald seines Zustandes be-

wußt, überwand er seine Empfindungen, kehrte die Augen wie gleichgültig von Chlotilde ab, und sagte wieder mit seiner stolzen Würde zu Hilperich:

„Herr König, ich wage Euch kaum zu fragen, wie Ihr die Nacht zugebracht habt. Meine Halle ist die niedrige Behausung eines Kriegsmanns; man findet da weder die Pracht noch die Gemächlichkeit, die der Palast der Könige von Burgund darbietet. Ich hoffe jedoch, daß Ihr mich zu entschuldigen geruhen werdet, in der Ueberzeugung, daß es mir nicht an gutem Willen gefehlt hat."

Ich bin zufrieden, und Euch dankbar, Herr Chlodwig", antwortete der König, „ich habe nie besser geruht, als diese Nacht."

Chlotilde stand mit tiefbetrübtem Gesicht vor dem Herzog; sie hob flehend ihr Auge zu ihm empor und schien ihm etwas vorzuwerfen oder zu fragen.

Ein geheimes Zittern durchlief Chlodwig, als sein Blick auf Chlotilden's süßes und bittendes Auge fiel; er bezwang jedoch diese Bewegung und blieb scheinbar kühl.

„Herr Herzog", sprach Chlotilde mit bezaubernder Stimme, „Ihr vergeßt Eure Dienerin. Mich würdigt Ihr nicht der Frage, ob die Nacht mir sanft gewesen ist."

Nun wurde Chlodwig sichtbar ergriffen; er hielt sein Auge wie in Bewunderung auf die Jungfrau gerichtet, und stammelte nach einer Weile:

„Vergebt mir meine sträfliche Vergessenheit, gnädige Fürstin. Ach, für Euch muß meine Halle einsam und die Schlafstätte hart gewesen sein. Aber, ich habe gethan, was in meiner Macht war, und nichts gespart, um meine demüthige Wohnung für Euch, Tochter Hilperich's, angenehm oder weniger unangenehm zu machen."

Chlotilden's Angesicht erheiterte sich und freundlich sagte sie:

„O Dank, Dank Euch, Herr Herzog, daß Ihr so um die Ruhe Eurer Dienerin besorgt seid. Ich vermisse die Pracht meines väterlichen Palastes nicht, und müßte ich auch lange Zeit in Eurer Halle verweilen, keinen Augenblick sollte es mich verdrießen: — die Luft ist hier so rein, so frisch, die Natur so mild!"

Chlodwig fühlte, daß er Chlotilden's beherrschendem Ein-

fluß unterlag. Er wandte sich, ohne weitere Antwort, zum König und sagte ihm etwas mit unhörbarer Stimme.

Verlegen und voll Angst und Betrübniß stand Aurelianus neben der Jungfrau. Ihm war die geheime Empfindung Chlodwigs nicht entgangen, und bereits sah er in der Zukunft das Unheil vorher, das daraus entspringen konnte.

„Herr Herzog", sagte der König, „ich war gekommen, um mit Euch über die Sache zu verhandeln, die mich hierher geführt hat. Es ist hier schön und frisch; wofern Ihr bereit seid, mich zu hören, laßt uns auf diese Bank uns niedersetzen. Habe ich mich in meiner Erwartung nicht betrogen, so werden wir einander leicht verstehen und mit einigen Worten Alles abthun können."

„Aber", bemerkte Chlodwig, „die Sache ist ernst und duldet keine Unterbrechung und Zerstreutheit."

„Ihr verlangt, daß die Frauen sich entfernen, Herr Herzog? In der That, Ihr habt Recht."

Er wendete sich zu Chlotilde und sagte:

„Meine Tochter, geh und lustwandle in dem Hain mit deinen Gefährtinnen; ich muß mit dem Herzog über ernsthafte Dinge verhandeln."

Die Jungfrau entfernte sich, Chlodwig liebreich grüßend. Es schien ihr auch, als hätte der Herzog ihren Gruß freundlich erwiedert, und darum war sie froh und aufgeräumt bei ihrem Gang.

Chlodwig setzte sich neben König Hilperich. Der Römer blieb aus Ehrfurcht stehn, wie sehr ihn auch der Fürst zum Sitzen einlud.

Nun sprach der König:

„Wir sind vier Brüder. Mein Vater Gonderich vertheilte, bevor der Herr ihn aus der Welt rief, unter uns seine ausgebreiteten Eroberungen; mein ältester Bruder Gundobald bekam den größten Theil und ward so an Macht über uns erhoben. Er ist jedoch mit seinem Erbtheil nicht zufrieden und hat geschworen, daß er einmal das ganze, von unsrem Vater gestiftete Reich, allein und unzertheilt besitzen werde. List und Gewalt sind seine Mittel; er hat einen meiner Brüder, Godegeselle, durch betrügliche Ver-

sprechungen vermocht, seine Entwürfe zu begünstigen. Ich blieb so allein mit meinem andern Bruder Godemar, um ihm zu widerstehen. Bereits hat er mich bekriegt, mein Heer in die Flucht geschlagen und mir ein ansehnliches Gebiet genommen. Mitten im Kriege, als ich mit einem neuen und stärkern Heere ihm entgegen zog, ist er krank geworden, und hat darum eingewilligt, einen sechsmonatlichen Waffenstillstand mit mir zu schließen. Erst zwei Monate von dieser Zeit sind abgelaufen; ich habe vernommen, daß mein Bruder beinahe genesen, und unaufhörlich mit Zurüstung der Mittel beschäftigt gewesen ist, mich auf einmal zu zerschmettern und mir die Krone zu nehmen. Nicht zufrieden mit der Streitmacht, über welche er zu verfügen hat, bemüht er sich auch, die Allemannen auf seine Seite zu ziehen, und sie gegen mich nach Burgund zu locken. Die Umstände sind sehr bedrohlich für mich, man kann es nicht verkennen. Ich bin zu Euch gekommen, um den Beistand der Franken zu erbitten, und erkläre mich bereit, Eure Wehrmannen im Krieg sehr freigebig zu belohnen. Es trifft sich glücklich, daß der Frankenbund sich zum Einfall in Gallien bereitet; wenn das Schicksal Eure Waffen begünstigt, so wird der Zug Euch an die Grenzen meines Reichs führen; und was ich nun von Euch verlange, wird leicht geschehen können und keinen großen Marsch nöthig machen . . ."

Chlodwig und Aurelianus hatten den König ruhig angehört. Nach einem Augenblick Ueberlegung fragte der Herzog:

„Herr König, wieviel Mannschaften könntet Ihr unter Waffen stellen?"

„Zwanzig Tausend."

„Und mit solch einem Heerlager könnt Ihr Euch nicht vertheidigen!" rief Chlodwig aus, „damit will ich die ganze Welt bezwingen. Es wird viel sein, wenn diesmal sechs tausend Franken mir folgen, und doch soll das große Gallien vor uns zusammensinken und uns zur Beute werden!"

„Ich zweifle nicht daran, und ich wünsche es aus ganzem Herzen", antwortete der König; „aber die Burgunder, obschon gleichfalls ursprünglich Germanen, können nicht verglichen werden mit den Franken. Sie haben die Pracht,

die Verweichlichung, die schwächenden Sitten der Römer angenommen; sie sind nicht mehr so starkmuthig, wie ihre Väter; noch so standhaft und unbeugsam im Unglück. Die letzte Niederlage meines Heeres hat meine Unterthanen mit Zweifel und Furcht erfüllt. Sie sind dessenungeachtet tapfrer Natur; wenn sie in ihrer Mitte einige Tausend Eurer Wehrmänner erscheinen sähen, dann würde die Gegenwart und Hülfe der Franken, deren Unerschrockenheit und Heldenmuth so hochberühmt ist, ihnen wieder Hoffnung und Vertrauen einflößen . . . und ich bin davon überzeugt, mein Bruder würde seine ehrgeizigen Pläne nicht ausführen können und wahrscheinlich für immer davon abstehn. So würdet Ihr, Herr Herzog, mir die Krone bewahren, die mein seliger Vater mir zum Erbtheil hinterließ."

„Und erst nach vier Monaten endigt der Waffenstillstand?" fragte Chlodwig.

„Nach vier Monaten", bekräftigte der König.

„Wenn ich thäte, was Ihr von mir verlangt, welche Hülfe würdet Ihr dagegen mir leisten zu meinem Zug nach Gallien gegen die Römer?"

„Für's Erste würde ich nichts thun können", antwortete der Fürst, „denn rückte ich mit meinem Heere in's Feld, so würde mein Bruder Gundobald darin einen Vorwand finden, den Waffenstillstand zu brechen, bevor Ihr mir zu Hülfe kämet. Später, wenn ich von dieser Seite nichts mehr zu fürchten habe, werde ich Euch ein treuer Bundesgenosse sein und Euch nach meinem Vermögen helfen. Verlangen Eure Mannen eine Belohnung, ich habe Schätze, sie zu befriedigen."

„Um Schätze handelt es sich hier nicht", bemerkte Chlodwig, „die werden wir in Gallien genug finden."

„Ihr stimmt also zu in dem, um was ich Euch bitte?"

Der Herzog bot dem König die Hand und sprach:

„Es sei, wie Ihr gesagt habt; ich stimme zu."

„Erlaubt mir eine Frage, Herr König", fiel ihm Aurelianus in die Rede. „Wofern der Herzog das mittlere Gallien, das den Römern noch gehört, überwältigt und einnimmt, steht Ihr ab von allen Ansprüchen, die Grenzen Eures Reichs nach dieser Seite auszubreiten, auch dann,

wenn Ihr dem Frankenbunde einigen Beistand geleistet haben solltet?"

„Von solchen Ansprüchen stehe ich ab", antwortete Hilperich, „in der Voraussetzung, daß Herzog Chlodwig mir gegen meinen Bruder Gundobald helfe . . . Es bleibt also dabei, Herzog, Ihr werdet zur rechten Zeit Euch mit Euren Wehrmannen auf dem Grund und Boden meines Reichs einfinden?"

„Vertraut meinem Worte", antwortete Chlodwig, „vor Ablauf von vier Monaten werde ich mit meinen tapfern Gefährten in Burgund sein. Ich werde Euren Bruder für immer zur Ruhe nöthigen und nöthigenfalls Euch rächen für seine ungerechten Gewaltthaten."

„Wäre es nicht gut, diese Uebereinkunft des Weitern aufzuzeichnen und alles darauf Bezügliche genauer zu ordnen?" frug der Römer. „Der hier geschlossene Vertrag scheint einfach; aber zur Ausführung müssen mehr Dinge bestimmt werden. So glaube ich, daß es gerathen wäre, in dem Vertrag die Grenzen anzudeuten, nicht allein von König Hilperich's Reich, so wie es vor dem Kriege war und durch die Hülfe der Franken wieder werden muß; sondern mehr noch die Grenzen der andern burgundischen Reiche."

„Wie? Wenn wir nach Eurer Halle zurückkehrten, und diese Sache schließlich abmachten?" fragte der König Chlodwig.

„Wie Ihr wollt; Aurelianus versteht sich vortrefflich auf seine Arbeit; er wird sie schnell fertig haben."

„Und nachdem wir unsere beiden Siegel auf diesen Vertrag gedrückt haben, können wir hierher zurückkehren und weiter über die Angelegenheiten Gallien's und Burgundien's sprechen. Kommt, laßt uns schnell machen."

Der König sah sich um und sagte:

„Ich sehe Chlotilde nicht."

„Dort auf der Bank neben dem großen Eichbaum sitzt sie", antwortete Chlodwig, „sie bemerkt, daß wir fortgehen wollen und steht auf von der Bank."

„Herr Herzog, was könnt Ihr scharf und in die Ferne sehen!" sagte verwundert der König.

Unterdessen kam Chlotilde herzugelaufen.

„Du kannst im Hain bleiben“, sprach ihr Vater, „ich begebe mich mit dem Herrn Herzog nach der Halle.“

„Ich gehe mit, Vater“, antwortete die Jungfrau, „der Herr Herzog geruhe mein Begleiter zu sein.“

Und ohne Schüchternheit nahte sie sich mit liebreichem Blick dem Herzog, faßte ihn bei der Hand und schritt an seiner Seite fort. Sie hob kühnlich das Haupt empor, ihre Augen glänzten vor Freude.

Chlodwig bebte innerlich; die Hand, die in der Seinen ruhte, war wie ein Zauberstab, der eine unwiderstehbare Fluth süßer Gefühle in seinem Geiste erzeugte und sein Herz mit unbekannter Freude bewegte. Ganz eingenommen, wie er war, that er sich keine Gewalt an, seine Aufregung zu verbergen und fuhr dahin auf dem Strom einer verführerischen Bezauberung.

Als sie den Park verließen und Hand in Hand auf den Vorplatz traten, bemerkte Aurelianus, wie der Hausgraf Siegebald von einer Seitenthür der Halle aus den Herzog beobachtete. Der Römer glaubte zu sehn, daß Siegebald's Augen von Zorn glühten und daß er die geschlossene Faust fest an die Brust drückte.

„Ach! was wird daraus werden“, seufzte Aurelianus angstvoll. „In der Luft hängen unheilvolle Gewitterwolken.“

Mit gebeugtem Haupt und traurigen Gedanken trat er hinter dem König und dem Herzog in die Halle.

IV.

Vier Tage später saß am frühen Morgen Aurelianus am Tische im großen Saale der Halle. Er hielt ein Stück Pergament in der Hand und schien ein Blatt herausschneiden zu wollen; aber in Gedanken versunken, ließ er das Messer niederfallen. Nach einer Weile Nachdenkens sagte er bei sich selbst:

„Was soll ich doch an Bischof Remigius schreiben? Ich selbst weiß nicht mehr, wie diese unheilvolle Verwickelung endigen soll. Und theilte ich dem Bischof die Furcht mit, die mich vor der Zukunft zurückschrecken läßt, er würde vielleicht unsern Entwürfen feindlich werden, sie wahrscheinlich vereiteln. Remigius ist über Alle mächtig; sein Rath ist ein Befehl für das Volk und die Kirche von Gallien."

Er schwieg eine Weile und fuhr dann wieder mit nachdenklichem Tone fort:

„Der Herzog ist diesen Morgen bereits vor Sonnenaufgang mit dem König ausgeritten. Er sagte mir, daß die Zusammenkunft über große Dinge entscheiden müßte. Chlotilde ist nicht dabei. — Was mag Chlodwig so Geheimes mit dem König zu verhandeln haben? Himmel, wenn er bei ihm um die Hand seiner Tochter anhielt! Der Gedanke macht mich zittern. Aber es ist nicht möglich. Chlodwig kann nicht hoffen, daß ein christlicher König, obschon Arianer, seine Tochter einem heidnischen Kriegsmann geben werde. Und wäre die Ausführung dieses verkehrten Wunsches möglich, Chlodwig würde doch die Verwirklichung desselben verwerfen; denn wenn er diese Verbindung einginge, so

wäre Alles für ihn verloren. Seine Wehrmannen würden gegen ihn sich erheben und ihn verlassen; Raganher würde Oberherzog werden . . . Aber, wer weiß, o Gott, wozu die Leidenschaft meinen Herrn Chlodwig verleiten kann? . . . Was anders sollte die Ursache dieses unzeitigen Morgenritts sein?"

Aurelianus stand ganz ergriffen von seinem Sessel auf und ging langsam bis zu einem kleinen Fenster, sah eine Weile zerstreut auf den Vorhof, kehrte dann wieder den Blick in den Saal zurück und sagte:

„Es ist, als schickte der böse Geist selbst alle diese Zufälle, um die Hoffnung der Christen zu vereiteln! Durch viele, ja gefährliche Bemühungen habe ich den Herzog vermocht, Raganher's Schwester zu ehelichen; der Frankenbund ist geschlossen und Chlodwig wird zum Oberherzog erkoren . . . Da erscheint eine junge Fürstin, schön und bezaubernd wie das Morgenroth; der Herzog entbrennt in feuriger Liebe für sie; sie wird gleichfalls beherrscht durch ein unwiderstehliches Gefühl, das sie zu Chlodwig treibt. Sie träumt, daß Gott sie zu seiner Braut vorherbestimmt hat. Ach, wie mühevoll auch zu erreichen, so läge vielleicht in diesem Umstand ein entferntes, doch mögliches Ziel, eine heilvolle Zukunft, ein Triumph für die wahre Kirche . . . Aber, sieh die List des Teufels! Die junge Fürstin ist eine Arianerin; ihr Vater, ihr ganzes Geschlecht ist befleckt mit der falschen Lehre, die den Felsen Petri auf seinen Grundfesten wanken macht und das Christenthum mit endlosem Unheil bedroht . . . Also, könnte das Unmögliche möglich werden, Chlodwig würde eine Arianische Fürstin zur Ehegenossin nehmen; seine Kinder würden die Verfolger der Kirche werden — und ich, Unseliger, ich würde von Kindesbeinen an gearbeitet haben, . . . um was? Um die Feinde meines Glaubens auf den Thron Galliens, meines Vaterlandes, zu erheben! . . . Aber nein, das soll nicht geschehen! Müßte ich, in dem Streit gegen den Geist des Bösen, Alles verlieren, ja selbst das Leben, wohlan, ich werde kämpfen . . . Ach, meine Seele wird sich erheben zum Heldenmuth; aber wo ist meine Macht?"

Er ging an den Tisch, setzte sich nieder, stützte den Kopf mit den Händen und blieb in Nachdenken versunken.

Plötzlich ward er aus seinem trüben Grübeln aufgeweckt durch das Geräusch einer Thür, die leise weggeschoben wurde. — Er sprang auf und rief verlegen:

„Lutgardis!"

Wirklich, da stand vor ihm die Verlobte des Herzogs, welche mit ihren glühenden Blicken die Tiefe des Eindrucks zu messen schien, den ihr Erscheinen auf ihn machte.

„Mich dünkt, Herr Aurelianus, daß mein Kommen Euch nicht angenehm ist", sprach sie mit bitterem Spott. „Die schwarzhaarige Christin ist Euch willkommener, nicht wahr?"

„Mir willkommen?" rief Aurelianus, wie verletzt, „mir willkommen? Ich gäbe zwei Finger meiner Hand dafür, wenn sie niemals in dieser Halle erschienen wäre."

Lutgardis schien über die Worte des Römers verwundert; sie sah ihn eine Weile fragend an. Dann nahm sie einen Sessel und sprach mit weniger Bitterkeit:

„Sollte ich mich getäuscht haben? — Ich werde es erfahren! Aurelianus, Ihr habt Euch um meine Verlobung mit dem Herzog rechtschaffene Mühe gegeben; ich glaubte es zum Wenigsten. Nun jedoch zweifle ich, ob Eure Mitwirkung nicht eine feige List verbarg, wie ihr Römer gewohnt seid, sie zu hegen. Antwortet mir! Ist es wahr, daß Chlodwig mit der Tochter Hilperich's Hand in Hand wandelt Angesichts seiner Leute? Ist es wahr, daß er täglich mit ihr und ihrem Vater Stundenlang im Lusthain bleibt?"

„Es ist wahr", sagte Aurelianus.

„Kennt Ihr den Traum, den die Verführerin ausgedacht hat, um Chlodwig durch die Verkündigung einer großen Zukunft zu bezaubern?"

„Ich hab' jenen Traum aus ihrem eigenen Munde gehört", bestätigte Aurelianus mit furchtsamer Stimme.

„Sagt mir — aber aufrichtig — meint Ihr, daß in Chlodwig's Herzen Liebe zu der schwarzhaarigen Christin entstanden ist?"

„Ich glaube . . . Wie kann ich wissen, Fürstin, was in dem Busen meines Herrn vorgeht?"

„Ihr zögert? Gebt Acht auf Euch, Aurelianus; Ihr kennt Lutgardis nicht!“

„Ich meine“, stammelte der Römer, „daß Chlotildens Anwesenheit dem Herzog angenehm ist.“

„Aber ist es Liebe, frag' ich Euch?“

„Es kann vielleicht der Beginn einer Liebe sein.“

„Ach“, rief Lutgardis, indem sie wüthend aufsprang, „so also durfte man Spott mit mir treiben! So brach man den Eid, der auf dem Weihhof im Angesichte der Asen geleistet worden! Wehe, wehe, wofern der Hohn so weit getrieben ist!“

„Um Eurer Würde willen, Fürstin, mäßigt Euren Zorn und sprecht doch nicht so laut“, bat Aurelianus. „Vielleicht ist unsre Furcht ungegründet. Es kann gefährlich sein, wenn man Euch hört; Herzog Chlodwig ist gleichfalls empfindlich . . .“

Lutgardis setzte sich wieder, und fragte mit zurückgehaltener Stimme, doch noch bebend vor Aerger und Gram:

„Und Ihr, der Ihr vortheilhaft für mich gewirkt oder solches geheuchelt habt, laßt hören, was habt Ihr gethan, um die Schande von mir abzukehren? Um die Gefahr zu beschwören, die meine Ehre und mein Herz bedroht?“

„Was konnte ich für's Erste thun? Stumm und traurig an Euch denken, und mit Vorsicht mich bemühen, die Zusammenkünfte des Herzogs mit Hilperich und seiner Tochter minder zahlreich zu machen.“

„Weiter nichts?“

„Aber, Fürstin, ich habe doch gewiß nicht das Recht, vom Herzog Rechenschaft zu fordern, über das, was in seiner Seele vorgeht?“

„Ihr hättet ein Mittel finden müssen, um die schwarzhaarige Christin von hier zu entfernen. Eure Phantasie und vor Allem Eure List sind reich genug, um viel mühsamere Räthsel aufzulösen. Aber nicht wahr, es ist da in Eurem Herzen eine Hoffnung vorhanden? Ihr heuchelt vor mir, um mich sicher zu machen; Euer Wunsch ist nichtsdestoweniger auf das fremde Weib gerichtet. — Sie ist Christin; würde sie Chlodwig's Ehegattin, so wäret Ihr allmächtig neben ihm . . . Und wer weiß, ob Ihr nicht,

in Eurem Wahn, träumt, daß Ihr aus dem Oberherzog der Franken einmal einen Diener Eurer furchtsamen Götter machen könntet?"

„Durch Chlotilde?" fragte der Römer mit zweifelnder Miene.

„Ja, durch Hilperich's Tochter!" bekräftigte Lutgardis.

„O, wie weit greift Ihr fehl, Fürstin! Chlotilde ist eine Arianerin, sie bekennt die Lehre derjenigen, welche die wahren Christen hassen und verfolgen."

Das Gesicht der Lutgardis entbrannte vor Wuth.

„Schalk!" rief sie, „Ihr wähnt mir den Grund Eures Betrugs zu verbergen; aber wißt Ihr denn nicht, Verblendeter, daß die Eifersucht mehr Augen hat, als Eure scharfsinnige Bosheit?"

„Aber warum dieser plötzliche Zorn, Fürstin?" fragte Aurelianus betroffen. „Was wollt Ihr sagen? Ich versteh' Euch nicht."

„Verstockter Heuchler", spottete Lutgardis, „Ihr versteht mich nicht? Ihr wißt nicht, daß Chlotilde keine Arianerin ist?"

„Ich, ich weiß das Gegentheil. Ihr Vater, ihre Oheime, ihre Brüder, ihr ganzes Geschlecht ist Arianisch."

„Wie vortrefflich Ihr betrügen könnt!" versetzte Lutgardis. „Ihr denkt, ich weiß nicht, was Ihr mich wollet glauben machen. Ihre Mutter war eine Römerin, eine solche, die die Leute Hilperich's eine Orthodoxe nennen. Ihre zwei Töchter sind mit des Königs Zustimmung im Glaubensbekenntniß ihrer Mutter erzogen . . ."

„Wie? Was sagt Ihr? Chlotilde wäre keine Arianerin?" rief Aurelianus mit Verwunderung und Freude aus.

Der mächtige Eindruck, welchen ihre Erklärung auf Aurelianus gemacht hatte, machte Lutgardis betroffen; sie merkte nun, daß dieser besondere Umstand in Bezug auf Chlotilden's Glauben ihm wirklich unbekannt gebieben war. Nun bedauerte sie ihre Mittheilung; denn die Freude, welche in Aurelianus Augen wie ein flüchtiger Schimmer geleuchtet hatte, sagte ihr hinlänglich, daß sie im Herzen des Römers zum Vortheile ihrer Feindin geredet hatte.

„Aurelianus, Aurelianus", drohete sie, „unterdrücket die

Hoffnung, die da augenblicklich in Euer Herz gekommen ist. Unterdrücket sie, oder Ihr sollt erfahren, was Lutgardis vermag, wenn gerechte Rachsucht ihre Seele verzehrt . . ."

Der Römer antwortete verlegen:

„Fürstin, die Freude, die ich so plötzlich bei Eurer Mittheilung empfand, hat einen Grund, der Euch nicht erbittern kann. Im ganzen Occident ist kein einziger Fürst, der die Lehre der ursprünglichen christlichen Kirche bekennt; die Könige und ihre Hofbedienten sind Heiden oder Arianer. Es freut mich, daß noch eine Fürstin, auf oder neben dem Throne sitzend, der Verführung des Bösen hat widerstehen können."

„Wo ist der Herzog?" fragte Lutgardis aufstehend. „Ich werde ihn selbst sprechen, um mit Gewalt den Schleier von dem Räthsel zu heben, das mich quält."

„Der Herzog ist diesen Morgen beim Aufgang der Sonne mit dem König ausgeritten", antwortete der Römer. „Sie sind den Hügel nach dem Weihhof hinaufgeritten."

„Und ohne Zweifel schon wieder mit Chlotilde?"

„Nein, ohne Hilperich's Tochter . . . Aber, beliebt es Euch, wieder niederzusitzen, Fürstin; ich werde Euch etwas erzählen, das Euch vielleicht minder trübe Gedanken einflößen wird, ja mich auf ein günstiges Ende hoffen läßt."

„Nun, was sollte das sein? Eine neue List? Laßt hören!"

„Gestern lustwandelte der Herzog mit dem König im Hain; Chlotilde und ihre beiden Gesellschafterinnen waren gleichfalls da; ich selbst folgte dem Herzog. Ungemein liebreich war die junge Fürstin gegen Chlodwig; ich glaubte mich nicht zu täuschen, indem ich dachte, daß in Chlotilden's Herz, unbewußt vielleicht, ein inniges Liebesgefühl für meinen Herrn aufgekeimt sei."

„Die Vermessene!" rief Lutgardis.

„Ich weiß nicht, wie die Rede darauf kam", fuhr Aurelianus fort, „aber da begann auf einmal Hilperich's Tochter mit ungemeinem Feuer von einem Traum zu erzählen, der sie die erste Nacht nach ihrer Ankunft aufgeregt habe. Sie erzählte, daß ein Engel — das heißt ein Geist des Himmels — ihr geoffenbart habe, sie würde mit Chlodwig

durch die Ehe vereinigt werden; daß der Engel sie in eine Kirche zum Altare führte und daß sie wirklich durch den Bischof mit ihm sei vermählt worden."

„Nun, ist es weiter nichts? Ich kenne diesen Traum, betrügerisch ersonnen, um den Herzog zu verführen."

„Was ich Euch sagen wollte, ist, daß der König bei dieser Erzählung von großem Aerger entbrannte, und seine Tochter mit harten Worten anließ, daß Chlotilde weinte, daß der Herzog aus Mitleid sie zu entschuldigen suchte, aber daß der König sie mit erzürnter Hast bei der Hand nahm und sie unmittelbar in die Halle und nach ihrem Zimmer brachte. Den ganzen Tag hab' ich weder den König noch seine Tochter gesehn . . . Am Abend hat Chlodwig den König ersuchen lassen, mit ihm bei Sonnenaufgang eine Spazierfahrt nach dem Weihwald zu machen; er drückte dabei den Wunsch aus, ganz allein mit ihm zu sein. Der König hat in dieses Gesuch eingewilligt . . ."

„Und was bedeuten alle diese Worte?" fragte Lutgardis mit Ungeduld.

„Sie bedeuten, Fürstin, daß wir wahrscheinlich heute noch erfahren werden, was wir zu fürchten oder zu hoffen haben; denn seid sicher, der Verdruß des Königs hat den Herzog zu einem bestimmten Entschluß gebracht. — Also, Lutgardis, bleibet kalt und geduldig, bis wir den Ausgang dieser Zusammenkunft kennen; Eure Uebereilung möchte Euch zu Thaten und Worten antreiben, die vielleicht alle Hoffnung vereiteln, selbst wenn Eure Vermuthung ganz ungegründet wäre."

„Wie wunderschön versteht Ihr die Kunst, jemand mit Worten zu fangen", sagte Lutgardis, indem sie sich mit ungläubigem Blick aufrichtete. „Nun ja, ich will Eurem Rathe folgen, und bis nach Mittag warten, um zum Herzoge zu gehn, und ihm in's Angesicht zu sagen, was mir auf dem Herzen lastet."

Da ertönte ein Hornstoß in der Ferne.

„Es ist der Herzog, der jetzt schon zurückkehrt", bemerkte Aurelianus. „Fürstin, wäre es nicht besser, Ihr entferntet Euch; es möchte dem Herzog seltsam scheinen, Euch hier so unerwartet und ganz allein zu finden."

„Ich gehe zu meinem Bruder Raganher", antwortete Lutgardis. „Er lustwandelt im Hain mit Hilperich's Feldherrn. Bevor ich jedoch fortgehe, will ich Euch ein schließliches Wort sagen: — Aurelianus, bei Eurem Leben, bei Allem, was Euch theuer ist, gebt wohl Acht auf das, was Ihr thut oder denkt. Seht hier, was Lutgardis Euch anbietet. Wofern durch Eure Mithülfe mir die Geneigtheit Chlodwig's bewahrt wird, wofern ich durch Euer Zuthun, nach so vieler Widerwärtigkeit, seine Frau werde — dann werde ich Euch mehr Höfe und Güter schenken, als der Reichste von Chlodwigs Mannen jemals besitzen wird; ich werde Euch Schätze geben und Euch neben Chlodwig und mir über die Mächtigsten erheben... Aber, wenn Chlodwig mich verstößt — es sei durch Euren Rath oder gegen Eure Absicht — dann werde ich Euch unter meinen Füßen zertreten wie ein Ungeziefer, Euch unbarmherzig quälen, Euer Blut soll fließen bis zum letzten Tropfen, und durch Euren Tod will ich mich für den mir angethanen Schimpf rächen... Wohlan, was wählt Ihr? Lutgardis Schutz oder Lutgardis Haß?"

„Der Herzog!" rief Aurelianus, aufspringend und noch immer zitternd unter dem Eindruck dieser Drohungen.

Chlodwig trat in den Saal, blieb stehen und ließ seine Blicke forschend von Aurelianus auf Lutgardis fallen. Die tiefe Aufregung und Angst, die auf dem Gesicht des Römers zu lesen stand, ließ ihn ohne Zweifel errathen, was hier geschehen war. Lutgardis hatte ihre Keckheit ganz verloren; sie senkte wie beschämt ihr Haupt unter dem mächtigen Blick des Herzogs, der ihr im strengen Ton sagte:

„Lutgardis, warum ehrst Du die Wohnung Deines Herrn nicht? Warum erkühnst Du Dich so weit, meinen treuen Diener und Freund Aurelianus zu bedrohen?

Diese Worte verwundeten seine Verlobte tief; das Gefühl ihrer Erniedrigung vor dem Römer trieb sie an, aufzuspringen, — zwei Thränen der Wuth rollten aus ihren Augen, und zitternd antwortete sie:

„Ach, was wird mir hier noch widerfahren! Ich eine Tochter Merwig's, soll mit Schamröthe auf der Stirn dastehn vor einem Römer, einem Christen? Chlodwig, Ihr seid

mein Herr, und als solchen ehre ich Euch, selbst in Eurem Eidbruch . . . Aber daß Ihr Eure Verlobte so behandelt vor Eurem Diener, o der Schimpf tödtet mich! Also die Schwester Raganher's, wäre sie Eure Frau, würde die Dienerin Eures christlichen Dieners sein müssen. Ihr täuscht Euch, Herr Herzog, solch Loos nehm' ich nicht an. Das vor der Asen Weihtisch zwischen uns geschlossene Band ist nicht so stark, daß es nicht unter dem Schlage des Hohnes zerreißen könnte. Mein Bruder ist mächtig genug, um Rache zu nehmen für meine Schande; die Franken noch treu genug ihren Asen, um mich zu vertheidigen, nicht allein gegen den Uebermuth, gegen die schnöde Verführung der Christen, sondern auch gegen Euch, die Ihr Euch über alles Recht erhoben wähnt, und doch feige das Haupt beugt unter fremder List."

Ihre Stimme war allmählig immer dumpfer geworden und sichtbar erbebte ihre Brust unter der Gluth ihres Grimms oder der Tiefe ihres Schmerzes. Beim Schluß ihrer Worte legte sie die Hand vor die Augen, um die Thränen zu verbergen, die über ihre Wangen rollten.

Chlodwig hatte ihre drohenden Worte mit finsterem Blick, doch ohne Zorn angehört. Nun wendete er sich zu Aurelianus, der bleich vor Angst hinter der Tafel stand. Auf den Wink des Herzogs ging er zu ihm; beide traten zurück unter die Pfeiler des Saals, wo Chlodwig seinem Vertrauten einige schnelle Befehle zu geben schien. Der Römer sprach mit bittend zusammengefaltenen Händen zum Herzog; aber er bekam wahrscheinlich keine günstige Antwort, denn er verließ den Saal seufzend und mit über den Kopf gehobenen Händen.

Der Herzog ging langsam auf Lutgardis zu, welche ihn bebend nahen sah und ihre Hände flehend nach ihm ausstreckte. Chlodwig's Gesicht war ruhig und kalt; aber dieser Ernst und das verborgene Feuer in seinen Augen erfüllten das ängstliche Weib mit Entsetzen, als fürchtete sie einen Mord.

Chlodwig nahm sie bei der Hand, führte sie zu einem Sessel und vor ihr niedersitzend, sprach er mit einer Stimme, die ruhig schien, aber in der That tief aufgeregt war:

„Du hast gesagt, Lutgardis, daß das Gelöbniß, das Du mir vor dem Weihtisch der Asen gegeben hast, nicht unverbrüchlich sei! Weißt Du, was Deine vermessenen Worte bedeuten? Wofern ich selbst das Gelöbniß bräche, welches Recht würdest Du haben, es mir zu verweisen, Du, die Du an die Festigkeit des feierlichen Bundes nicht glaubst?"

„Ach, Herr, vergebt mir", seufzte Lutgardis, „mein Schmerz ist unendlich tief."

„Du hast mich mit dem Zorn Deines Bruders bedroht", fuhr der Herzog fort, „und Du verhöhntest mich durch Worte, die bezeugten, daß Du an Chlodwig's Starkmuth zweifelst. Wohlan, brich Dein Gelöbniß; laß Deinen Bruder bewaffnet gegen mich auftreten; ich werde von meinem Zug nach Gallien abstehen, und Deinen Bruder zerschmettern — seinen Namen zerstören, — seine Länder zu den Meinigen machen, und das Gedächtniß Eures Geschlechts von der Erde vertilgen, wie der Sturmwind den Staub wegjagt und verschwinden läßt! . . . So würdest Du sehen können, Lutgardis, ob das Blut der Merowinger in Chlodwig's Adern entartet ist! Du wagst mich der Feigheit zu beschuldigen? O, dank' es Wodan, daß Du ein Weib bist, sonst würde dein Blut zu meinen Füßen fließen!"

„Habt Mitleiden mit mir", flehte Lutgardis, weinend und vor Angst bebend. „Was mein Mund sagte, strafte mein Herz Lügen. O glaubt mir, Herr, wenn ich nicht Eure Frau würde, ich würde vergehen, sterben vor Schmerz, vor Verdruß, vor Eifersucht. Meine Seele wird von Furcht verzehrt, es spukt ein gräulich drohendes Schreckbild vor meinen Augen: ich vergehe vor Angst, es spricht in meinem Innersten eine Stimme, die mir sagt, daß ein anderes Weib Eure Braut werden wird! Ach, ich liebe Euch so feurig . . . Meine Liebe allein ließ mich die unsinnigen Worte sprechen. Sie waren falsch; denn Niemand auf Erden ist größer und heldenhafter in meinen Augen, denn Ihr, Chlodwig."

So tiefe Empfindung verrieth Lutgardis gepreßte Stimme, so bittend war ihr Auge, daß Chlodwig's Zorn sich minderte; — gleichwohl sagte er noch in drohendem Tone:

„Du beschuldigst mich? Du, die Du selbst so leichtsinnig

von Deinem Verlöbniß sprichst? Du, die Du zerreißbar nennst das Band unserer Verlobung? Nun wohl, es sei so, wofern Du die Schuld des Meineids auf Dich nimmst, ich will . . ."

Lutgardis legte zitternd ihre Hand auf Chlodwig's Mund und rief in Verzweiflung aus:

„O, bei der guten Freia, um Wodan's willen, sprecht nicht mein Urtheil aus! Laßt mich nicht sterben vor Euren Füßen! Vergebung, Vergebung, Chlodwig, für meine vermessene, für meine sinnlose Rede! Ich weiß es, furchtbarer Herr, daß nichts Euer eisernes Gemüth beugen würde, so einmal Euer Mund gesagt hätte: geh weg von mir! Aber sagt es nicht, Chlodwig! Durchbohrt meine Brust, spaltet mir den Kopf mit Eurem Beil, aber laßt mich sterben mit der Hoffnung, daß ich einst Eure Frau werden soll . . . Ach, brecht Euer Gelöbniß nicht; ich werde Euch gehorchen, Euch verehren, Euch dienen als eine Sclavin, so jedoch, daß ein Christenauge meine Erniedrigung nicht sehen darf... o Gnade, seid mir barmherzig!"

Es war dem Herzog nicht möglich, länger gegen eine Frau zu wüthen, die sich so sehr vor ihm erniedrigte; sein Grimm war beinahe ganz verschwunden und hatte in seinem Herzen einem Gefühle des Mitleids Platz gemacht.

„Nun wohl, Lutgardis", sprach er mit tröstender Stimme, „ich vergebe Dir, was Du gesagt hast. Du weißt so gut, als ich, welches die Dinge sind, die ein Franke nicht hören darf, ohne daß gerechte Rachsucht sein Blut entzünde und er Genugthuung suche, um den Hohn abzuwaschen, und wäre es auch in sonst theurem Blut. Gibt Dir das Schicksal noch einmal Veranlassung, mich im Aerger anzusprechen, so sei vorsichtig und wäge Deine Worte ab! Du fürchtest, daß ich mein Gelöbniß brechen würde? Du hast Unrecht, Lutgardis; solch ein Vorsatz ist nie in meinem Geist entstanden."

„Ach, was sagt Ihr? Mein Glück wäre so groß, daß ich mir nicht darauf Hoffnung machen darf."

„Und doch ist's die Wahrheit, was ich spreche. Ich weiß, Lutgardis, was Dir am Herzen nagt, Du fürchtest diejenige, die Du die schwarzhaarige Christin nennst, nicht

wahr? Vielleicht hast Du Recht; denn ihre Schönheit, ihre bezaubernde Anmuth — etwas, das nicht zu beschreiben ist — das Alles wäre geeignet, auch den Gefühllosesten zu bewegen . . ."

Ein Angstschrei fuhr aus Lutgardis Brust.

„Aber Chlodwig ist Merowig's Sohn", fuhr der Herzog fort. „Wodan, Thor und Freia sind seine Asen, — er kann die Schönheit des fremden Mädchens bewundern, aber daß sie ihn dahin brächte, das Blut seiner Väter mit dem einer Christin zu vermischen, das ist nicht möglich . . ."

Mit von Hoffnung und Freude glänzenden Augen schaute Lutgardis den Herzog an und sah ihm gleichsam die Worte vom Munde ab.

Chlodwig nahte ihr, nahm sie bei der Hand und sprach, indem er nach der Thür wies:

„Hörst Du da draußen das Getrappel der Pferde? König Hilperich reis't ab."

„Er reis't ab?" rief Lutgardis jauchzend aus. „Und die schwarzhaarige?"

„Und seine Tochter gleichfalls", antwortete der Herzog. „Ich selbst lasse sie abreisen, augenblicklich, sonder Verzug. Chlotilde will ich nicht wieder sehen; denn mein Auge erschrickt vor ihrer Schönheit."

Lutgardis knieete nieder, hob die Arme zum Herzog auf und sagte mit freudig bewegter Stimme:

„O habt Dank, habt Dank, Chlodwig. Das lohne Euch Wodan im ewigen Walhalla! . . ."

Aurelianus trat herein, während Chlodwig Lutgardis vom Boden aufhob.

„Herzog", sprach der Römer, „der König der Burgunder steht neben seinem Pferd, im Begriff aufzusteigen; er wünscht noch einen Abschiedsgruß mit Euch zu wechseln."

„Wart' hier ein wenig, Lutgardis", sagte Chlodwig, ich werde mit Deinem Bruder Raganher zurückkehren; er steht da dicht bei Hilperich's Leuten. — Ein Augenblick nur!"

„Ach, könnte ich die Schwarzhaarige abreisen sehen", sagte sie.

„Man würde merken, daß Du geweint hast, Lutgardis.

Bleib hier; dort ist ein Fenster, von wo Du auf den Vorhof sehen kannst."

Chlodwig ging mit Aurelianus zum Saale hinaus. Auf dem Vorhof waren Hilperich's Leute bereits zu Pferde gestiegen; auch die Sänfte für Chlotilde stand mit offner Thür bereit; alle Mannen Chlodwig's umringten den König und seine Tochter.

Chlotilde war sichtbar niedergedrückt; denn sie stand gesenkten Hauptes und niedergeschlagenen Blickes neben ihrem Vater, ohne jemand anzusehen.

Alle bemerkten die sonderbare Haltung der jungen Fürstin und bemühten sich zu errathen, was die Ursache ihres Schmerzes sein möchte.

Als Chlodwig dem König nahte, trat dieser ihm einige Schritte entgegen, und sagte, indem er ihm die Hand drückte:

„Gehabt Euch wohl, Herr Herzog. Gebe das Schicksal Euch Glück in Eurer Unternehmung. Vergeßt, was diesen Morgen zwischen uns vorfiel . . . Lebt wohl, bis ich in Burgund den triumphirenden Oberherzog der Franken begrüßen kann."

Während der König sprach, hielt Chlodwig die Augen auf Chlotilde gerichtet. Er ermaß an seiner eigenen Aufregung, was die trauernde Jungfrau leiden mußte und fühlte sein Herz von Mitleid beklommen. Kaum fand er noch Kraft genug, um dem König ein flüchtiges Lebewohl zu sagen und ihm die Versicherung zu geben, daß er sein Wort halten würde.

Endlich, als der König zu Pferde stieg, und die junge Fürstin von ihren beiden Gefährtinnen nach der Sänfte geleitet wurde, konnte der Herzog sich nicht mehr bezwingen. Mit trübem Tone sagte er:

„Und Ihr auch, Chlotilde, mögen Eure Götter Euch beschirmen! Lebt wohl, lebt wohl! . . ."

Die junge Fürstin kehrte sich an der Thür der Sänfte zu Chlodwig und gedachte ihm einen liebreichen Blick zu schenken; aber Thränen hinderten sie, sie bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und stieg schnell in die Sänfte.

Einige Posaunenstöße gaben das Zeichen zur Abreise,

der Zug bewegte sich, und bald war Hilperich mit seinen Leuten hinter den Umgebungen der Herrenhalle verschwunden.

Als Chlodwig sich umwendete, sah er Lutgardis hinter dem Fenster stehn. Ein Lachen der Freude und des triumphirenden Neides glänzte auf ihrem Gesicht.

Der Herzog richtete unwillig den Blick zur Erde, denn dies Lachen hatte seinem Herzen eine Wunde geschlagen. Er hob das Haupt nicht eher in die Höhe, als bis Raganher ihm die Hand auf die Schulter legte, und ihn ersuchte, mit in die Halle hineinzugehn, um über ernsthafte Dinge mit ihm zu verhandeln.

Chlodwig folgte ihm ohne Aufmerksamkeit; denn noch immer standen ihm die beiden Bilder vor Augen, — die weinende Chlotildis und die lachende Lutgardis!

V.

An dem zur Versammlung der Fränkischen Heeresmacht bestimmten Tage hatten sich die Vorsteher aller Gaue des Bundes mit der angegebenen Zahl Gewaffneter auf dem Kameryk'schen Felde eingefunden.

Der Oberherzog hatte die Edelleute zusammenberufen und ihnen seinen ausdrücklichen Willen zu erkennen gegeben, daß man die Eingebornen Gallien's ungehindert auf ihren Besitzungen lassen sollte, ohne ihnen einige Gewalt anzuthun; dagegen sollte man alle beweglichen Güter, die den Römern, oder den Dienern der Römer angehörten, zur Beute machen und hinter dem Lager auf Karren sammeln, damit die gesetzmäßige Vertheilung und Verloosung des Raubes vorgenommen werden könnte. Vor Allem wurden die reichen Villen und alle Staatsgebäude der Plünderung zugewiesen.

Die Edelleute konnten sich über die zum Vortheile der Gallier gegebene Anordnung wohl trösten, weil sie wußten, daß jedem von ihnen ein Theil des Römischen Grundeigenthums — das sehr zahlreich und ausgedehnt war — zur Belohnung würde gegeben werden. Auch die meisten Wehrmannen unterwarfen sich ohne Widerspruch dem Willen des Herzogs, in der Ueberzeugung, daß diese Maßregel nur zur Erleichterung der Eroberung Gallien's getroffen würde — aber manche zeigten sich auch unzufrieden und murrten heftig über dieses Verbot, als über eine willkürliche Neuerung.

Wirklich war die Freiheit zu rauben für sie Kriegsrecht,

— denn die Franken zogen alle in den Krieg, um sich Beute zu holen. Wer sie zur Genüge bekommen hatte, kehrte, sobald er wollte, zurück zu dem Hofe, wo er sein Weib und seine Kinder gelassen hatte, und blieb dort ruhig mit Ackerbau beschäftigt, bis der eine oder der andere Herzog — ja selbst ein fremder König — ihn zu einem Beute versprechenden Zug aufrief. — Diese Unzufriedenheit blieb jedoch, da sie nur die Stimmung der Minderheit ausmachte, für diesmal ohne nachtheilige Folgen.

Chlodwig hatte durch seine Kundschafter und durch Gallier, die ihm zugethan waren, erfahren, daß der Römische Feldherr Syagrius alle seine verfügbaren Truppen rings um seine Hauptstadt Suessionum (Soissons) zusammengezogen hätte und die Franken dort erwarten wollte.

Dieser Plan war wohl überlegt; denn Suessionum war eine sehr starke Festung, die nur mit Mühe erobert werden konnte, selbst durch ein Heer, das mit schwerem Belagerungszeug versehen war. Syagrius wußte sehr gut, daß der Frankenbund weder Sturmböcke, noch Mauerbrücken, noch Sturmleitern hatte, und folglich unmöglich die Festungswerke von Suessionum ersteigen konnte.

Unter diesen Umständen blieb Chlodwig nichts anders übrig, als ein Mittel zu suchen, um die Römer ins offene Feld zu locken. Er rückte in kleinen Tagemärschen in das verlassene Gallien und sandte nach allen Richtungen starke Heeresabtheilungen aus, um die Güter der Römer zu rauben und ihre Villen nach der Plünderung in Brand zu stecken.

So durchzog er, zur großen Zufriedenheit der Beute suchenden Wehrmannen mit seinem Heer den nördlichen Theil Gallien's, überall die Römer tödtend oder vertreibend und Alles vernichtend, was dem Kaiserreiche oder dem Statthalter Syagrius zugehörte.

Durch die vertriebenen Römer, die mit ihrer Dienerschaft sich nach Suessionum flüchteten, erhielt Syagrius fast täglich Nachricht von den Verwüstungen und Mordthaten, welche die Franken unter seinen hülflosen Landsleuten anrichteten. Er wußte gleichfalls, Tag für Tag, wo das feind-

liche Lager sich befand und hatte eine vollständige Kenntniß von der Macht, über die Chlodwig verfügte.

Der Römische Feldherr war ein muthiger Kriegsmann, er fühlte sein Herz noch schlagen vor Streitlust und Rachsucht bei dem Andenken an die den ganzen Weltkreis in Erstaunen setzenden Thaten seiner Vorfahren; und jedesmal, wenn er die Flüchtlinge klagen hörte, kochte ihm das Blut in den Adern vor Scham über seine eigene Unthätigkeit.

Es entstand in ihm der Plan, Suessionum zu verlassen und die Franken im offenen Felde anzugreifen; aber die Mannschaften, die seine Legionen ausmachten, waren nicht mehr die Römer früherer Zeiten; der Name der Barbaren — Franken, Burgunder und Gothen — machte sie zittern, und nur hinter den unersteigbaren Festungsmauern Suessionum's fühlten sie sich noch muthig genug, um Roma's sterbende Adler von Ferne gegen den Feind zu erheben.

Eines Morgens rief Syagrius die Obersten seines Heeres in seinen Palast — der Grafenthurm genannt — zusammen und theilte ihnen seinen Plan mit. Er stellte ihnen vor, daß die Franken nur fünf oder sechstausend Mann stark wären, wenig Reiterei und keine Wurfgeschosse hätten; während dagegen das Heer der Römer in und um Suessionum sich auf mehr als zwölftausend wohl ausgerüstete Krieger belief. Er bewies ihnen, daß die Franken unter einer doppelt so großen Macht unfehlbar unterliegen müßten, wofern noch ein Funken von dem Muthe der Ahnen im Busen der Römer glühe; er beschwor sie, im Namen der Menschlichkeit, ihre verlassenen Landsleute zu retten, und legte ihnen das Schändliche ihrer furchtsamen Haltung vor Augen. — Es half nichts; die Glieder des Kriegsraths sprachen von Vorsicht und wagten nicht, die Verantwortlichkeit eines so kühnen Beschlusses auf sich zu nehmen; sie führten zu ihrer Vertheidigung an, daß die Franken nur gekommen wären um zu plündern, und wieder nach Belgien zurückkehren würden, sobald sie hinlänglich mit Beute beladen wären.

Syagrius stampfte vor Wuth mit den Füßen, als er solche Reden hörte, und es entsank ihm selbst bei der schlaffen Vorsorglichkeit seiner Gefährten aller Muth.

Als er nun noch einmal, obwohl eben so nutzlos seinen Plan annehmbar zu machen suchte, hörte man plötzlich ein großes Getöse klagender Stimmen, die das schreckliche „Wehe!" „Wehe!" über die Stadt erschallen ließen und den gefürchteten Namen der Franken als einen Angstschrei zum Himmel riefen.

In der Meinung, der Feind sei vor der Stadt, zog Syagrius sein Schwert und indem er nach der Thür vorauseilte, rief er:

„Wohlan, Ihr, die Ihr nicht mehr als Römer vorwärts zu gehen und zu streiten wagt, zeigt wenigstens, daß Ihr als Römer auf den Mauern Eurer Festung sterben könnt!"

Alle folgten ihm; doch kaum hatten sie das Thor des Grafenthurms erreicht, als ein Krieger in vollem Lauf auf sie zugeritten kam, und zu Syagrius sagte:

„Feldherr, zwanzig feindliche Reiter mit grünen Zweigen in der Hand, haben sich auf der Heerstraße nach Durocort gezeigt; ein Mann in Römischer Kleidung reitet an ihrer Spitze. Eine Wache ist ausgeschickt worden, um zu sehen, was ihre Absicht sein möchte. Sie berichtete, daß es eine Gesandtschaft von dem Oberherzog der Franken ist. Der Mann in Römischer Kleidung wünscht bei Euch vorgelassen zu werden, um eine Botschaft seines Herrn auszurichten. Sie stehen und warten auf Eure Antwort draußen vor der Stadt . . ."

„Geh zurück", sprach Syagrius, „man bringe den Boten mit verbundenen Augen in die Stadt bis in den Palast. Man verbiete den fremden Kriegsleuten, sich den Mauern zu nähern; doch soll ihnen Niemand Leid anthun."

Der Reiter wandte sein Roß um und ritt schnell dem Thore zu.

Unterdessen war die Menge der Bürger auf dem Platz vor dem Grafenthurm noch gewachsen; sie streckten die Hände wie um Hülfe flehend nach dem Feldherrn aus und ließen den Platz von ihrem Nothruf wiederhallen.

Syagrius hatte sein Schwert wieder eingesteckt; er stand bereits einige Zeit mit über die Brust gekreuzten Armen und sah sich das erschrockene Volk an.

„Seht!" sagte er endlich zu den Obersten, „Seht, so weit ist der Glanz des Namens unserer Väter bereits gesunken! Dies Volk steht zwischen zwölftausend Römischen Soldaten; es hat zwanzig Franken gesehen, und es zittert vor Angst! O, das Gefühl der Schande verzehrt mir das Herz!"

Niemand antwortete; alle folgten schweigend dem Feldherrn in den Rathssaal, wo jeder zum Empfang des Boten seinen vorigen Platz einnahm.

Man begann allerlei Vermuthungen aufzustellen über den wahrscheinlichen Zweck dieser Sendung Chlodwig's; die Meisten glaubten, daß die Franken Friedensvorschläge machen würden, unter der Bedingung, daß man ihnen eine Summe Geldes gäbe und einige Ländereien an der nördlichen Grenze Galliens überließe. Das Römische Reich hätte so mehr als einmal seine Rettung von den Barbaren erkauft, und jetzt, wo die Sachen so schlimm ständen, könnte man wohl ohne Schande dem zustimmen, was man in bessern Zeiten angenommen hätte.

Der Feldherr hörte diese und ähnliche Aeußerungen mit verhaltenem Grimm an und wollte seinem Aerger in bittern Worten Luft machen, als der Vorhang der Thür weggeschoben wurde und ein Krieger den Fränkischen Boten mit verbundenen Augen in die Mitte des Raths geleitete.

Syagrius ließ den Soldaten abtreten; nahm selbst das Tuch von dem Gesicht des Abgesandten und sprach:

„Sprecht, wer sendet Euch zu mir?"

"Chlodwig, Oberherzog der Franken, hat mich zu Euch, Syagrius, Statthalter und Anführer der Römer, abgefertigt, um in seinem Namen das Wort vor Euch zu nehmen", antwortete Aurelianus — denn er war es, der zu dieser Gesandtschaft erkoren war.

„Nun wohl, laßt hören, was ist Eure Botschaft?"

„Bevor ich meinen Auftrag vollziehe", sprach Aurelianus, „frag' ich Euch, Herr Statthalter und Alle, die Ihr mich hört, ob es mir nach dem Kriegsrecht vergönnt ist, in voller Freiheit zu Euch zu sprechen, so wie mein Herr Chlodwig es selbst thun würde, stände er hier vor Euch? — Ob die Unverletzlichkeit des Gesandten mir verbürgt ist?"

Auf die zustimmenden Versicherungen aller Obersten nahm Aurelianus in feierlichem Ton das Wort:

„Hört, was mein Herr und Gebieter Chlodwig sagt... Syagrius, Statthalter der Römer, ist Euch das trotzige Blut in Milch verwandelt? Ihr, die Ihr über so zahlreiche Legionen gebietet, fliehet Ihr vor einigen Barbaren wie ein Riese vor einem Kinde? Sitzt Ihr hinter Euren Mauern und Thürmen mit dem Spinnrocken in der Hand mitten unter den Weibern? — Ja, es muß wohl sein; denn Ihr laßt mich Eure Landsleute ermorden, Eure Güter zur Beute machen und von Eurem Grund und Boden Besitz nehmen, ohne daß Ihr es Euch getraut, einen Schritt in's offene Feld zu wagen! Wie lange werdet Ihr so feige Euch des Streites weigern und den Namen der Römer dem Spotte der Welt überliefern?

Syagrius lauschte bebend und mit geschlossenem Munde auf diese anzüglichen Worte; dessenungeachtet mischte sich in den Ausdruck seiner düstern Wuth etwas wie ein Zug von Freude; denn er bemerkte, daß auch seine Heeresobersten den Hohn dieser Beschuldigung tief fühlten und allmählig in Rachsucht entbrannten.

Aurelianus fuhr fort:

„Und so spricht weiter mein Herr und Gebieter Chlodwig .... Syagrius, Statthalter der Römer, ich weiß, wieviel Legionen mit Euch in Suessionum sind und doch getraue ich mir, Euch meine kleine Streitmacht wissen zu lassen. Wir, die wir Gallien gewinnen und behalten wollen, wir sind nicht viel mehr als sechstausend Gewaffneter. Ich bin drei Stunden Weges von Euch gelagert; wenn Ihr der Straße nach Durocort folgt, werdet Ihr mich treffen. Syagrius, Römer, ich fordre Euch heraus zu einer Feldschlacht, die über Gallien's Loos entscheiden möge. So Ihr Euch weigert, werdet Ihr mich morgen vor Suessionums Mauern sehn; ich werde Euch alle Zufuhr von Lebensmitteln abschneiden, die Wasserleitungen zerstören und Euch so weit aushungern, daß Ihr einander zuletzt in Raserei verschlingen sollt. Und dann, wenn Ihr von Hungersnoth gezwungen, mir Eure Thore öffnen werdet, werde ich Euch Alle, wie eine Heerde Vieh, abschlachten lassen, — und über

Eure Leichen den Göttern und der Erde zurufen: Syagrius war eine weibische Memme! Und Memmen waren seine feigen Gefährten!"

Ein Sturm erhob sich unter den Obersten, und sie brachen in laute Drohungen aus gegen Chlodwig und gegen die Franken.

Zitternd vor Schaam und Ungeduld rief Syagrius einen Diener und ließ den Boten in ein abgelegenes Zimmer führen.

Dann kehrte er zu seinen Gefährten zurück und sagte: „Wohlan, was mein Wort über Euch nicht vermochte, wird es die höhnende Beschuldigung des Barbaren vermögen? Werden wir den Namen Memme annehmen und verdienen? Was mich betrifft, und sollte ich allein zu den Franken gehen und ihren Herzog zu einem Zweikampf aufrufen, die Schande muß von mir abgewischt werden, oder ich sterbe den Heldentod!"

„Zum Streite! Zum Streite!" riefen beinahe einstimmig die Obersten.

„Aber, Gefährten", bemerkte ein alter Kriegsmann, „es ist eine List der Barbaren . . . ."

„Eine List?" wiederholte Syagrius. „Eine List von sechs Tausend gegen zwölf Tausend! Nein, es ist ein Beweis, daß die Franken Muth im Herzen haben. Ach, Ihr denkt, daß wir hier hinter diesen Mauern immer sicher sein würden? Was der Bote sagte, ist Wahrheit. Wenn wir eingeschlossen werden, wird es uns bald an allen Nahrungsmitteln fehlen; denn das Kornmagazin kann, wie gut es auch versorgt ist, nicht lange ausreichend bleiben, um solch ein zahlreiches Heer nebst den Einwohnern zu speisen. Die Barbaren werden Wort halten, uns durch Hunger zur Uebergabe zwingen und der schändliche Tod der Feiglinge wird unser Ende sein. — Aber, es soll nicht so weit kommen, sag' ich Euch! Und sollten auch unter Euch Etliche sein, die sich innerhalb Suessionum verschanzt halten wollen; ich bin Statthalter und Feldherr; ich werde gebieten und vielleicht Gallien noch retten durch einen entscheidenden Entschluß. Wir, wir sollten zurückschrecken vor einer Hand voll Leute, die nichts in den Streit bringen, als ihre Raub-

sucht und ihren Uebermuth? Wir, die wir geübt sind und auserlesene Waffen haben, wir, die wir mit Eisen und Stahl bedeckt sind, wir sollten zittern vor einem Haufen halbnackter Barbaren? . . . Erinnert Euch der Heldenthaten Eurer Väter! Gedenket, wie Marius die Teutonen und Cimbern vernichtete, obschon sie wie eine Gewitterwolke, Alles vertilgend aus dem Norden herniedergezogen waren! Gedenket, wie Germanikus dem riesenhaften Aufstand des Germanen Arminius den Todesstoß versetzte, obschon unzählbare Völkerschwärme die Römischen Adler bedrohten! Gedenket der Namen eines Aurelianus, Valentinianus, welche Franken, Allemannen und Sachsen zerschmetterten und alle Barbaren bis in den Schooß der Wälder des eisigen Nordens vor dem Römischen Namen zurückbeben ließen! Kämpften sie hinter Mauern und Thürmen? Nein, nein, sie gingen mit erhobenen Adlern dem Feinde entgegen. — Und so werden auch wir thun: den Feind aufsuchen, eine Schlacht liefern, triumphiren, oder als Helden sterben, mit dem Namen Roma im Munde, mit dem Racheschwert in der Faust."

Die muthigen Worte des Feldherrn überwältigten endlich auch die Letzten von denjenigen, welche die Herausforderung der Franken ausschlagen wollten. Alle stimmten dem Plane desselben zu und gelobten, als ächte Römer, ihre Pflicht erfüllen zu wollen. Als nun diese Entscheidung einmal getroffen war, schienen die Obersten wirklich mehr Vertrauen gewonnen zu haben und mit wahrer Streitlust munterten sie einander auf, ihren Legionen Heldenmuth einzusprechen, und selbst noch einmal zu zeigen, was Roma's Söhne vermöchten.

Der Bote ward wieder in den Saal gebracht.

„Geh'", sprach Syagrius zu ihm, „sag' Deinem Herzog, daß die Römer nicht gewohnt sind, Hohn und Lästerung zu ertragen. Wir wollen Dir nicht, wie er, Scheltworte und übermüthige Drohungen in den Mund legen; die Thaten sollen zwischen uns richten. Chlodwig wisse, daß wir seine vermessene Herausforderung annehmen; bevor die Sonne des morgenden Tages zum Untergang sich neigt, wird er die Römischen Adler sehen. Er bereite sich folglich zu einem entscheidenden Kampfe. Deine Sendung ist vollzogen."

Man band Aurelianus auf's Neue die Binde vor die Augen und führte ihn zum Stadtthor hinaus.

Syagrius war, von den Obersten gefolgt, auf die Festungsmauer gegangen, und sah im Felde dem Boten und seinen Begleitern einige Zeit gedankenvoll nach.

Als sie hinlänglich weit sich entfernt hatten, kehrte er sich um, und sagte zu den Obersten:

„Geht, und gebt Befehle zum unmittelbaren Ausmarsch. Man lasse die beiden schwächsten Legionen in der Stadt, um uns im Nothfalle den Rückzug zu sichern."

„Jetzt bereits?" fragten die Obersten verwundert.

„Ja jetzt, stehenden Fußes", befahl der Feldherr, „die Franken werden uns nicht sobald erwarten. Unsere Ankunft wird sie verwirren und ihnen vielleicht das Vertrauen, das sie auf unsre vermeintliche Furcht hatten, ganz benehmen! Und nun schnell!"

Einige Augenblicke danach ertönte von allen Seiten der Ruf der Posaunen und Trommeln — ein verwirrtes Getöse von Waffengeklirr, Pferdegewieher und Menschenstimmen erhob sich über der Stadt.

Etwa drei Stunden Weges von Suessionum waren seit zwei Tagen die Franken an einem Flusse gelagert. Der Platz, wo sie sich befanden, war eine Grasfläche, die sich längs der Ufer des Wassers ausstreckte und auf allen Seiten von ziemlich hohen Hügeln eingeschlossen war.

Man bemerkte nur wenige Zelte, im Verhältniß zu der Menge, die sich in dieser Ebene niedergelassen hatte; die meisten dieser rohen Naturmenschen schliefen unter dem freien Himmel, denn es galt bei ihnen für löblich und ehrenvoll, sich gegen Kälte, Hitze, Regen und Wind standhaft zu zeigen.

Am Fuße der Hügel, an der Seite, wo das Frankenheer lag, standen viele mit kostbaren Gütern beladene Karren; man sah da zwischen seidenen und leinenen Stoffen viele Gegenstände von Gold und Silber glänzen; doch was man am Meisten unter der aufgehäuften Beute bemerkte, waren prächtige Römische Waffenrüstungen von allen Arten.

Auf dem ganzen Flächenraum der Ebene zwischen dem Fluß und den Hügeln wogten die Franken durcheinander

und beschäftigten sich unter großem Lärm und Gesang mit Spielen und Leibesübungen.

Am Ende des Lagerplatzes hatten Viele sich in ein langes Viereck geordnet, das nach allen Seiten geschlossen war. Da drinnen jagte man, unter großem Geschrei, ein muthiges Pferd im vollen Lauf. Die, welche sich als die Behendesten zeigen wollten, mußten dem rennenden Pferde auf dem Rücken springen. Mit wunderbarer Schnelligkeit vollführten Viele den kühnen Sprung; doch bisweilen mißlang es einem, und er fiel auf der andern Seite des Pferdes zur Erde. Dann erhob sich ein allgemeines Gelächter der Umstehenden über das Lager; und der ungeschickte Springer ward mit Spöttereien überhäuft.

Weiterhin, von einem andern Zuschauerhaufen umgeben, stritt eine Anzahl Wehrmannen mit Beil und Spieß gegeneinander. Dies Spiel mochte nicht so harmlos sein; denn auf dem Gesichte der Umstehenden spiegelten sich Grimm und Rachsucht, als nähmen sie wirklich an allen Gemüthsbewegungen der Streitenden Theil. Man hätte diese Uebung für ein wirkliches Gefecht ansehen können, weil es da von Zeit zu Zeit auch wohl einen blutigen Schlag setzte; doch dies unterbrach das streitsüchtige Spiel nicht. Konnte der Verwundete noch Beil oder Spieß führen, so suchte er sich auf gleiche Weise zu rächen; konnte er das nicht mehr, so entfernte er sich bis zu den Wagen, um sich von den Blutmännern verbinden zu lassen.

An andern Stellen lief man gegeneinander um die Wette oder sprang oder warf mit dem Spieße nach dem Ziele.

Das sonderbarste Schauspiel stellte sich aber an der linken Seite des Lagers dar. Hier ward der berühmte Waffentanz der Nordischen Völker gehalten. Hundert Wehrmannen standen in voller Waffenrüstung Paarweise in zwei Reihen einander gegenüber. Die Scalden begannen ein Lied und spielten auf ihren Saiteninstrumenten in langsamem Takt. Einen Augenblick begleiteten die zwei Reihen das Lied mit einem seltsamen Gemurmel hinter den Schilden; da beschleunigte sich allmählig der Takt des Gesanges, bis auf einmal alle Wehrmannen tanzend und mit aufge-

hobenen Beilen, sich vorwärts begaben, auf die Schilde ihrer Mittänzer hackten, diese den Schlag abwehrten, sich umdrehten, flohen, wieder kamen, und so — fechtend und schlagend — sich so schnell durcheinander wanden und in so flüchtigen Kreisen bewegten, daß es den Zuschauern darob vor den Augen flimmerte. — Der Gesang, das Saitenspiel, das Rufen, das Brummen hinter den Schilden, das Geklirr der Waffen, — das Alles bildete ein Getöse, das mit wunderbarer Genauigkeit denselben Takt beobachtete und dessen sonderbarer Einklang die Gemüther dieser Männer mit Freude und Streitlust erfüllte.

Während das ganze Heer so in Kriegsspielen die Zeit hinzubringen suchte, die nicht auf wirkliche Gefahr verwendet werden konnte, befand sich Chlodwig ganz allein in seinem Zelte.

Er saß auf einer Bank an einem kleinen hölzernen Tisch, den Kopf in der einen Hand, und in der andern ein Messer haltend, womit er einige Zeichen in das Tischblatt schneiden zu wollen schien.

Es war jedoch augenscheinlich, daß er dieser Beschäftigung sich nicht bewußt war, und ganz andere Gedanken seinen Geist gefesselt hielten; denn von Zeit zu Zeit fiel das Messer unvermerkt aus seiner Hand. Dann blieb er eine Weile nachdenkend, den Blick in's Weite gerichtet, rieb sich die Stirn und bewegte die Lippen, als spräche sein Mund geheime Worte, bis daß seine Hand wieder wie von selbst, das Messer suchte und anfaßte, um von Neuem mit dem Einschneiden der Zeichen fortzufahren.

Endlich stand Chlodwig auf, ließ das Messer auf dem Tisch liegen und verließ das Zelt. Einige Edelleute, die in der Nähe auf ihn gewartet hatten, nahten ihm, um nach seinen Befehlen zu fragen, doch er ging stumm an ihnen vorbei. Sie folgten ihm gleichwohl, als er über die Ebene ging; selbst dann auch, als er den Hügel erstieg und zwischen den Bäumen des Waldes vordrang, scheinbar um dem Getöse zu entfliehen und Einsamkeit zu suchen.

Der Herzog mochte seit einer Viertelstunde zwischen dem Gehölz verschwunden sein, als Aurelianus mit seinen Be-

gleitern den Hügel hinabstieg, und vor Chlodwig's Zelt still hielt.

Ein Edelmann, der bemerkt hatte, nach welcher Richtung der Herzog den Hügel erstiegen hatte, eilte dahin, während er dem Römer einige Worte zurief.

Aurelianus trat in das Zelt, um auf den Herzog zu warten. Nicht lange befand er sich daselbst, als sein Auge auf das Messer und auf die Zeichen fiel, die in die Tafel geschnitten waren.

Seltsam war der Eindruck, den dieser Anblick auf ihn machte. Erst fuhr er voll Entsetzen einen Schritt zurück; dann schien er zu zweifeln und bog nochmals den Kopf über die Zeichen. Allmählig jedoch begannen seine Augen vor Freude zu glänzen und sein Gesicht erheiterte sich ungemein.

Mit bewegter, jedoch zurückgehaltener Stimme rief er aus:

„Gott, was hab' ich gesehn! Chlotilde? Er versucht, Chlotildens Namen zu schreiben! Er verspricht, sie vergessen zu wollen, und er schneidet Gedenkzeichen seiner Liebe in das Holz dieses Tisches . . .“

Einige Augenblicke sah er mit begeisterungsvollem Blick himmelwärts und schien von Freude entzückt; dann richtete er seinen Blick in's Weite und blieb in Betrachtungen verweilend, bis ein stiller Zug zweifelnden Scherzes um seine Lippen sich zeigte.

„Armer Träumer, der ich bin!“ sagte er. „Wie rasch öffnet sich meine Seele für die glänzendste Hoffnung! Ich sehe bereits meinen mächtigen Herrn am Altar stehn mit einer christlichen Braut königlichen Geblüts . . . Thorheit, daran ist nicht mehr zu denken! Chlodwig selbst hat sie abreisen lassen, um seine Neigung zu ihr mit Sicherheit ersticken zu können. Er hat unter Androhung seiner Ungnade verboten, daß man je wieder ein Wort spreche, das ihn an Chlotilden's Besuch erinnern könnte. Aber, wenn wirklich sein unbeugsamer Wille ihr Andenken für immer verworfen hat, warum bildet denn seine Hand ihren Namen, — wohl in unvollkommenen aber für mich unverkennbaren Zeichen? — Ein Geheimniß muß doch verborgen liegen in der letzten Zusammenkunft, welche er mit König Hilperich hatte. Was

mag da zwischen ihnen vorgefallen sein? Sollte der Herzog zu ihm von seiner Liebe gesprochen haben? Vielleicht ist er mit Bitterkeit abgewiesen worden; vielleicht verbirgt er aus Hochmuth eine Leidenschaft, die noch gleich feurig in seinem Busen flammt — allmächtiger Gott, wer durchdringt die Tiefe Deiner Rathschlüsse? Das Oberhaupt der Franken ist ein Heide; Chlotilde ist eine christliche Jungfrau; zwischen beiden liegt ein Abgrund, den meine menschlichen Gedanken nicht ausfüllen können . . . Aber, o Herr, was ist unmöglich für Dich?"

Mit freudigem Gesicht verweilte Aurelianus noch eine Weile in der Anschauung einer glücklichen Zukunft; dann ging er langsam zum Tisch und besah nochmals die Schriftzeichen mit steigender Aufregung.

Der Vorhang des Zeltes ward unerwartet weggehoben. Chlodwig erschien und überraschte den Römer, während er das Gesicht noch über den Tisch gebogen hatte. Der Herzog schien mit seinem Blick nach der Ursache dieser Stellung zu fragen; doch wahrscheinlich vertrieb die Hast, mit der er verlangte, den Ausgang der Botschaft von Aurelianus zu erfahren, diesen zweifelnden Gedanken aus seinem Geiste. — Er fragte mit einem scherzenden Zug um die Lippen:

„Wohlan, was ist geschehen? Die blöden Römer haben sich geweigert, nicht wahr?

„Im Gegentheil, Herr Herzog", antwortete der Römer.

„Wie? Was sagst Du?"

„Bevor die Sonne morgen sich gen Westen neigt, werden sie Euch hier aufsuchen."

„Unmöglich, Aurelianus! Sie haben Dich getäuscht. Sie sollten hinter ihren Mauern hervorkommen und ihre Festungen verlassen? Nein, nein, die Vorsicht ist die treue Schwester der Feigheit."

„Ich sage Euch, Chlodwig, zweifelt nicht daran; Syagrius hat Eure Herausforderung angenommen, und wird sein Wort halten."

„Ich kann es nicht glauben, Aurelianus. Was hast Du denn gethan, um die Römer vom Tode der Muthlosigkeit auferstehen zu lassen?"

„Ach, ich habe so viel in Eurem Namen gesagt, sie so

tief verhöhnt, daß ihnen das alte Römische Blut zum Sieden gebracht wurde und sie für die Stimme der Vorsicht taub wurden. Syagrius Wort, als er mir seinen Entschluß mittheilte, war kalt und feierlich, wie von jemand, der unwiderruflich zu etwas Großem sich entschlossen hat. Was er mir sagte, war in einem Ton der Ueberzeugung und des festen Willens gesprochen, der mir keinen Zweifel übrig lassen konnte. Ich wiederhole es, Herzog, täuscht Euch selbst nicht, die Römer werden kommen und Euch die Feldschlacht anbieten."

In dem Maße, wie der Glaube an die Versicherung des Römers in Chlodwig's Busen eindrang, begannen seine Augen vor Freude zu funkeln. Endlich rief er in Begeisterung aus:

„Wodan sei Dank! Die Adler werden ihr Felsennest verlassen, und dem lauernden Jäger im Thale trotzen! Morgen vielleicht wird Gallien bereits mir zugehören . . . Aurelianus, Freund, Du bringst mir eine gute Nachricht; ich danke Dir aus Herzensgrund für das Wunderwerk, das Deine Beredtsamkeit in Suessionum vollbracht hat . . . . Sage mir, wann meinst Du, daß sie kommen werden? Heute nicht?"

„Morgen, denke ich", antwortete Aurelianus, „die Worte des Syagrius schienen es so anzukündigen. Es ist bereits Mittag, und man kann vermuthen, daß die Römer bis zum Abend Arbeit genug haben werden, um sich zu dem unerwarteten Zug zu bereiten."

„In der That, wenn sie wirklich kommen, wird es morgen Vormittag sein. Es ist unnütz, jetzt bereits die Wehrmannen in ihren Uebungen und Spielen zu stören; ich werde sofort mit den Edelleuten sprechen . . . Aber, Aurelianus, Du bist zerstreut? Woran denkst Du? Entsteht Argwohn in Deinem Geist? Solltest Du fürchten für den morgenden Tag, oder hast Du mir vielleicht eine Hoffnung gegeben, die in Deinem eigenen Busen nicht ruht?"

„Ich darf nicht sagen, was mich bewegt, Herr Herzog", sprach leise der Römer. „Es möchte Euch erzürnen, so ich kühn genug wäre, mit meinem Blick in Euer Inneres zu dringen."

Die Antwort schien den Herzog zu überraschen; er sah den Römer fragend an, und sprach nach einer Weile mit einem freundlichen Blick:

„Du kannst mir Alles sagen, Aurelianus; weiß ich nicht, daß alle Deine Gedanken nur auf mein Wohl hinzielen?"

Aurelianus wies mit dem Finger sprachlos auf die in den Tisch eingeschnittenen Schriftzeichen.

Mit unbefangener Neugier nahte der Herzog, richtete die Augen auf den Tisch und sah zweifelnd die Zeichen an, als wüßte er selbst nicht, wer sie gemacht hätte oder was sie bedeuteten. Gleichwohl rief das Messer, das neben ihm lag nebst seinem eigenen Nachdenken es ihm in's Gedächtniß zurück.

Eine kurze Zeit sah er mit abgewandten Blicken gerade in's Weite, dann machte er plötzlich eine Bewegung, als hätte er einen Entschluß gefaßt, und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Aurelianus, meine Hand hat verrathen, was in meinem Innern geschieht. Nicht wahr, ich habe Dir gesagt, daß der Eindruck, den Hilperich's Tochter auf mich machte, sich vermindern und ganz vergehen würde? Daß ich sie vergessen würde? Ich hab' es geglaubt, gewünscht, gewollt; — um zwischen ihr und mir eine Scheidewand aufzurichten, habe ich ihren Vater gehöhnt und sie kalt behandelt . . . . Vergebens! Ich kämpfte gegen ihr Bild Tag und Nacht, beschämt, wüthend spottete ich über meine Schwachheit; ich suchte meinen Geist zu nähren mit Gedanken von Heldenmuth und von gränzenloser Ehrsucht . . . Alles fruchtlos! Es ist etwas in mir, das ich nicht begreife, eine geheime Macht, die mich beherrscht, ein Schicksal, ein Zauber . . . O, wäre sie, deren Namen meine Hand, gegen meinen Willen, durch Zeichen sichtbar zu machen sucht, — deren verführerisches Gesicht mir immer aus dem leeren Raume entgegenlacht, — o, wäre sie nie vor meinen Augen erschienen! hätten die neidischen Nornen niemals die christliche Zauberin auf meinen Weg geführt! Ich hätte mich nie gebeugt unter eine unbegreifliche Gewalt; mein Herz wäre nicht mit Demüthigung erfüllt worden durch das Gefühl einer kindischen Schwäche!"

Aurelianus dachte eine Weile nach; dann stand er auf, trat dicht an den Herzog und sprach mit beinahe unhörbarer Stimme:

„Chlodwig, wenn nun Chlotilde wirklich einmal Eure Braut würde?"

Ein Strahl erschien in Chlodwig's Augen; sein Angesicht glänzte von dem Feuer der Entzückung; — aber der Zauber der ungestümen Freude entschwand sogleich wieder. — Er wies den Römer mit der Hand von sich und sagte, während ein düstrer Zug auf seinen Lippen schwebte:

„Du willst mich necken! Bei Deiner und meiner Freundschaft, Aurelianus, spiele nicht mit dem Feuer, das in mir glüht, und, Alles verschlingend, entbrennen kann. Erwecke keine eitele Hoffnung, keine unsinnige Begierde in mir . . . Denn ich würde Throne zertrümmern, Königreiche vertilgen, Ströme Bluts vergießen müssen, um diese Begierde zu befriedigen. Du weißt, ob ich es zu versuchen wagen dürfte!"

„Aber, Herr Herzog", bemerkte Aurelianus, „wenn Euer siegreiches Schwert Euch die Krone von Gallien auf's Haupt setzte, welcher Fürst würde nicht wünschen, sein Kind neben Euch auf dem mächtigen Thron zu sehen?"

„Schweig, schweig", murrte der Herzog; „Du weißt nicht, was zwischen König Hilperich und mir vorgefallen ist. Höre und erkenne die Unmöglichkeit Deiner thörichten Aussichten. Ich war allein mit dem König ausgeritten, um ihn freundlichst zu ersuchen oder ihn zu zwingen, daß er auf der Stelle und ohne weitere Erklärungen mit seiner Tochter abreise. Ich wollte so mit einem Schlag die Uebermacht brechen, die mich beherrschte; aber, bevor ich Zeit hatte, dem König mein Verlangen zu erkennen zu geben, begann er mit verhaltener Wuth mir von seiner Tochter zu sprechen, von ihrem unverschämten Traum, von ihrem sonderbaren Betragen gegen mich. Seine Worte wurden allmählig bittrer, und endlich verwundete er meinen Stolz sehr tief; ich setzte Hochmuth gegen Hochmuth, ich erhob mich gegen den König, erniedrigte ihn, und sprach selbst mit verstellter Mißachtung über seine Tochter. Jetzt entstand ein heftiger Zwist zwischen uns Beiden und es kam so weit,

daß wir bereits die Hand an's Schwert legten, um unsern Zorn in Blut zu kühlen . . . Der König stimmte ein in die unmittelbare Abreise; auf dem Heimwege wurden wir ruhiger, und alsdann sagte der König mir noch, mit dem Ton einer unverrückbaren Ueberzeugung, daß er lieber seinem Bruder sich unterwerfen und seine Krone abtreten würde, als seine Tochter einem Heiden zur Ehegenossin geben, und wäre es selbst der Kaiser des Ostreichs!"

„Aber, Chlodwig, ich verstehe nicht recht. Habt Ihr zum König von einer solchen Heirath geredet?"

„Ich! Im Gegentheil! Ich verwarf den Gedanken mit Verachtung, so oft Hilperich ihn in seine Rede mischte."

„Vielleicht traute er nicht, daß Ihr es wirklich so meintet."

„Ich weiß es nicht. — Der Traum seiner Tochter hatte ihn mit unbegreiflicher Angst erfüllt; es war, als hätte er gefürchtet, ich würde einmal mich bestreben, den Traum zur Wahrheit zu machen."

„Vielleicht täuscht sich der König nicht", bemerkte der Römer.

„Wahrlich, er täuscht sich!" rief Chlodwig. „Meinst Du denn, weil ich ihr Andenken noch nicht ganz überwunden habe, ich werde niemals über meine unsinnige Aufregung siegen? Meinst Du, ich werde, wie ein weibischer Römer, einem Frauenblicke unterliegen? O, wir werden es sehn! Ich will keine Christin zur Frau; meine Kinder sollen nicht knieen vor furchtsamen Göttern, die ihren Dienern nur Muthlosigkeit und Schwäche einflößen. Meine Nachkommen sollen nicht den Burgundern und Gothen gleichen, die ihre väterliche Größe vertauscht haben gegen die Sitten des entnervten Roms!"

„Wollet mich ruhig anhören", sprach der Römer mit feierlichem Ton, „und laßt mich eine ernste Frage an Euch richten. Wofern nun Chlotilden's Traum doch eine Vorahnung wäre? Wofern Gott selbst wollte, daß er Wahrheit würde?"

„Welcher Gott? Euer Gott? — Was vermag der über mich, der ich beschirmt werde von allen Asen Glanzheims?"

Mit ruhigem Nachdruck sagte Aurelianus:

„Ich rede von dem Gott, der Alles hier auf Erden ordnet, dessen Finger die Welten gemacht hat, dessen Wink sie zerschmettern kann.“

„Allvater schuf die Welt; Wodan ist der mächtige Lenker des Schicksals der Menschen!“ bemerkte mit Bitterkeit der Herzog.

„Nennt sie wie Ihr wollt, die unwiderstehbare, die allumfassende Macht von Oben, Ihr erkennt sie doch an. Wohlan, sagt mir, wofern diese oberste Macht Euch wirklich bestimmt hätte zu einer Verbindung mit Hilperich's Tochter — und wäret Ihr ein Riese an Seele und Leib — was würdet Ihr thun können, um Eurem Schicksal zu entgehn? Was würde der Burgunder König vermögen, um den Willen von Oben zu bekämpfen und zu überwinden? Ihr antwortet nicht, Chlodwig?“

Der Herzog war von der Bank aufgestanden und schritt mit langsamen Schritten stumm durch's Zelt. Einer tiefen Aufregung überlassen, hielt er den Blick zur Erde gerichtet und bewegte zweifelnd das Haupt.

Nach einer Weile näherte er sich dem Römer und sagte im Tone des Mißtrauens:

„Aber, Aurelianus, Du, der Du so kühnlich in Chlodwig's Brust zu lesen wagst, erkläre mir, was so plötzlich Deine Gesinnung in dieser Angelegenheit verändert hat? Wie kommt es, daß Du Lutgardis, Raganher, den Frankenbund und meine Schicksalsbestimmung vergessen hast?“

Der Römer, durch diese Frage überrascht, antwortete nicht gleich. — Chlodwig fuhr fort:

„Und bei alle dem bekennt Chlotilde den Glauben der Burgunder und Gothen, sie ist eine Arianerin. Wie kommt es, daß Du auf einmal für Deine größten Feinde sprichst?“

„Sie ist keine Arianerin“, erwiederte Aurelianus furchtsam; „sie bekennt denselben Glauben wie die Christen Galliens.“

Ein Ausdruck von Grimm und Verachtung verdüsterte Chlodwig's Gesicht, als er, mit auf die Brust gekreuzten

Armen vor dem Römer stand und ihm so durchdringend in die Augen sah, daß dieser sie bebend niederschlug.

„Aurelianus", sprach er mit dumpfem Ton, „Chlotildis hat geträumt, daß ein christlicher Bischof uns in einer christlichen Kirche die Hände zusammenschloß und daß er mir auch im Namen Deines Gottes den Segen gab. Ach, sie ist eine Christin, eine Christin wie Du! — Darum sprichst Du nicht mehr zum Vortheile von Lutgardis, nicht wahr? Du wagst zu hoffen, daß ich einmal meinen Platz im Walhalla bei den Helden, meinen Vätern, abtreten und meine Asen verleugnen würde? Deine Hoffnung ist ein feindseliges Gefühl, — das erste wahrscheinlich, das in Dir gegen mich entsteht. Treib' es zurück in das Innerste Deines Herzens, erstick' es mit Gewalt, damit keine Spur davon übrig bleibe; — denn sei versichert, das brüderliche Band, das uns seit der Kindheit so treu . . ."

Ein ungewöhnliches Getöse erschallte plötzlich über dem Lagerplatz und übertönte augenblicklich den verworrenen Lärm der Wehrmannen, die sich noch an den Waffenspielen belustigten. Was geschehn sein mochte, war für Chlodwig unerkennbar, aber das Getöse war so fremdartig und überraschend, daß er seine Rede unterbrach und eilig aus dem Zelte ging.

Er sah zwei Reiter in vollem Lauf den Hügel herab und auf ihn zu geritten kommen, die ihm hastige Zeichen machten, als hätte sich eine drohende Gefahr gezeigt.

Das Heer mußte bereits wissen, welche Nachricht diese Reiter brachten, denn alle Wehrmannen liefen durcheinander, um sich nach ihren Gauen zu vertheilen und zu ordnen. — Viele Edelleute kamen nach Chlodwig's Zelte gelaufen, um seine Befehle zu hören.

Einer der zwei Reiter rief dem Herzog schon von Ferne zu:

„Die Römer sind da; ein großes Heer, einige Bogenschuß weit entfernt."

„Von woher kommen sie?" fragte Chlodwig.

„Längs diesem Ufer, oben durch die Felder", war die Antwort.

Die Richtung, welche der Feind genommen hatte, um

das fränkische Heer anzufallen, schien Chlodwig zu ärgern. Er stampfte vor Ungeduld auf den Boden und sprach zu den Edelleuten, die ihn nun in großer Anzahl umgaben:

„Sie haben uns verrathen und betrogen; sie sind irgendwo über den Fluß gegangen und kommen längs diesem Ufer. Unser Vertheidigungsplan muß geändert werden. Schnell! Flandergau und Hennegau voraus! Ich bleibe mit Doornikergau, um den Feind zu zerschmettern, wo er nicht schnell genug unterliegt. Alle die andern Gauen auf die Höhen! Keine Zeit verloren! Man sehe nach meinem Schwert, man höre auf meine Stimme! Geht, gedenket, daß Ihr Deutsche seid!“

Mit diesen Worten sprang der Herzog auf einen riesenhaften Hengst, den sein Hausgraf Siegebald bereit hielt.

Alle Edelleute eilten auseinander, um die empfangenen Befehle zu vollziehen; aber, wie schnell dies auch zur Ausführung gebracht wurde, erst ein Gau hatte die Spitze des Hügels erreicht, als die Römische Reiterei bereits in vollem Galopp auf die Franken losstürmte und ein gut Theil von ihnen unwiderstehlich in die Tiefe zurückdrängte.

Ueber diesen unerwarteten Angriff erbittert, ließen die andern Gaue plötzlich die Luft von einem wüthenden Kriegsgeschrei wiederhallen, und drangen mit Gewalt vorwärts, um die Höhe des Hügels zu erreichen.

Inzwischen hatten große Schaaren Römischer Bogenschützen die Höhen besetzt und begannen nun eine Wolke von Pfeilen gegen ihren Feind zu senden.

Wie sehr auch die Franken mit blindem Muthe gegen die Pferde eindrangen, und die Streiter sogar mit den Händen aus dem Sattel zogen; — es gelang ihnen doch nicht, den Zugang zum Hügel frei zu erhalten, um mehr als einen Gau entfalten zu können. Nach einigen Augenblicken lag der Gipfel des Hügels, wo dieser Angriff geschah, bereits mit Todten besäet.

Chlodwig stand in der Tiefe mit den Leuten des Doornikergau's. Er warf seinen Adlerblick rings umher und schien zwischen den Kämpfenden eine Oeffnung zu suchen, um mit seinen Wehrmannen die Höhe zu erreichen und die Römer von der Seite vertilgend anzufallen.

Schon hob er sein Schwert in die Höhe, um zum Vorwärtsstürmen zu kommandiren, da erklangen plötzlich eine Anzahl Posaunen hinter ihm jenseits des Flusses. Diese Klänge mußten die streitenden Römer sehr erfreuen, denn sie begrüßten sie mit schallendem Jauchzen.

Wahrscheinlich war Syagrius sehr gut über die Lage des fränkischen Lagerplatzes unterrichtet gewesen; die Berechnung, nach welcher er seinen Angriff geordnet hatte, zeigte das hinlänglich. Er hatte sein Heer in zwei Haufen getheilt und einen derselben über den Fluß gehen lassen. Was er bezweckt hatte, war geglückt; er hatte die Franken in einem engen Thal umzingelt, und war Meister von allen Höhen an beiden Ufern.

Weil er viele Schaaren Bogenschützen in seinem Heere hatte, so konnte er jetzt mit großem Vortheil streiten und die Franken angreifen, beinahe mit der völligen Gewißheit, sie Alle bis zum letzten Mann und zwar ohne großen Verlust von seiner Seite vernichten zu können.

Chlodwig saß noch zu Pferde mitten auf der Ebene, mit den Augen rings umherblickend, bald nach dem Hügel, wo seine Vorhut so tapfer, aber so gefahrvoll kämpfte, bald wieder nach dem andern Römischen Heer, das jenseits des Flusses auf der Höhe sich entfaltete, doch wegen des Abstandes seine Wurfgeschosse noch nicht gebrauchen konnte.

Plötzlich jedoch stürzte dieser Heerestheil längs dem Rücken der Hügel hinab in's Thal und hielt vor dem Flusse, von dessen jenseitigem Ufer nun die Römer tausend Pfeile zu schießen begannen.

Die Edelleute des Doornikergau's hielten ihre Augen auf den Herzog gerichtet, und schienen ihn um Erlaubniß zu fragen, ihre streitenden Brüder retten zu dürfen; aber Chlodwig hielt seit einer Weile den Blick bewegungslos auf das feindliche Heer gerichtet, das noch immer beschäftigt war, seine Streiter hinter dem Flusse aufzustellen.

Da sah er Syagrius, der ihn von Ferne mit seinem Schwerte bedrohte. Ein Zug von Verachtung und triumphirender Rachsucht erhellte Chlodwig's Gesicht wie ein Blitzstrahl.

Er gab den Edelleuten ein Zeichen. Die Männer von

Doornikergau bewegten sich langsam und entfernten sich von dem Flusse, um am Fuß der Hügel sich dem größern Theil des Heeres anzuschließen.

Unterdessen jagte Chlodwig sein Pferd im vollen Lauf zwischen den Gliedern seines Heeres durch und sagte jedem Anführer ein hastiges Wort. Dann kehrte er zurück und stellte sich hinter seine eigenen Wehrmannen.

Auf einmal ließ er aus seiner Brust einen mächtigen Schrei zum Himmel aufsteigen, und sprengte vorwärts nach dem Flusse.

Als ob die Wehrmannen durch einen Zauberschlag mit Einem Willen, mit Einem Entschluß beseelt worden wären, — Alle, selbst diejenigen, welche noch fechtend an den Rossen der Römer hingen, kehrten sich um, liefen über die Ebene und sprangen in's Wasser ihrem unverzagten Herzog nach . . .

Die Römer, in der Meinung, daß die Franken, der Uebermacht weichend, das Schlachtfeld verließen und ihr Heil in der Flucht suchten, ließen als Siegeszeichen den Namen der Weltstadt jauchzend gen Himmel steigen . . . Aber sie blieben nicht lange in diesem trügerischen Wahne.

Bevor sie sich dem Wasser nähern konnten, um dem Feinde den Uebergang zu wehren, waren schon mehr als die Hälfte der Franken über den Fluß geschwommen.

Einen Augenblick noch wartete Chlodwig, bis er die Meisten in ihren Gliedern geschaart sah. Dann gab er durch einen gewaltigen Ruf das Zeichen zu einem furchtbaren Schlachtgeschrei, sprengte voraus und stürzte mit all seinen Mannen, einem heulenden Orkane gleich, auf das Centrum der erstaunten Römer.

Bei dem ersten Stoß ward eine Legion über den Haufen geworfen; alsbald sah man einzelne Römer aus den Schlachtreihen laufen und die Waffen niederwerfen, um ihre Flucht zu erleichtern.

Syagrius sprengte von einer Legion zur andern und beschwor jeden einzelnen, bei der Liebe zum Römischen Namen, nicht zu weichen; — doch alle seine Bemühungen, wie heldenmüthig auch, konnten die Niederlage seines Heeres nicht aufhalten. Die kecke That Chlodwig's hatte nicht

allein seinen schönen Schlachtplan vereitelt, sondern ihn selbst zum Vortheile der Franken gewendet; — denn da stand nun der andere Theil des Heeres jenseits des Flusses, ohne in's Gefecht kommen zu können, weil die Römer mit ihrer eisernen Waffenrüstung nicht schwimmen konnten.

Sehr bald war der Streit auf dieser Seite des Flusses entschieden. Chlodwig, von seinen treuesten Mannen gefolgt, bohrte nach allen Richtungen in des Feindes Glieder und säete Tod und Vertilgung auf seiner Bahn. Es dauerte nur eine kurze Zeit, und die ganze Ebene war mit Leichen überdeckt.

Alle Legionen — eine nach der andern — erlagen unter dem unwiderstehlichen Sturm der Franken. Endlich begannen die Römer nach allen Seiten vom Schlachtfelde zu fliehen.

Syagrius, der Feldherr, hielt an der Spitze von tausend muthigen Männern noch Stand, obschon ohne Hoffnung auf Sieg. — Von allen Seiten umringt, sah er seine treuesten Mannen unter dem Beil der Franken niederstürzen, wie das Getreide, das sich unter den Sensen der Mäher beugt und fällt. Nichts konnte ihn retten; sehr bald sollte auch er den Tod finden . . .

In diesem Augenblick bemerkte Chlodwig, daß die andere Heeresabtheilung der Römer eine Brücke über den Fluß zu schlagen suchte, um den Feldherrn zu entsetzen.

Er hob sein Schwert in die Höhe und stieß einen Schrei aus, so mächtig, daß er über die Hügel in wiederholtem Schalle hinrollte und das umstehende Gehölz erdröhnen machte.

Seine Wehrmannen achteten auf das Zeichen; sie stürmten ihrem Herzog nach in der Richtung nach dem Flusse zu, um zum zweiten Mal hinüber zu schwimmen . . . Und wirklich, das ganze Heer der Franken breitete sich in zwei Flügel aus und stürzte sich in's Wasser.

Diese überraschende Bewegung erfüllte die Römischen Legionen mit Schrecken. Ohne den neuen Angriff abzuwarten, suchten sie ihr Heil in der Flucht. — Die Reiter entkamen der Gefahr leicht und konnten sich retten.

Schlimmer ging es dem Fußvolk; von den triumphirenden Franken verfolgt, wurden sie zu Hunderten niedergehauen und zerschmettert . . .

Chlodwig und seine Wehrmannen ließen ihre Beute nicht fahren und verfolgten den letzten Ueberrest der Römischen Macht bis unter die Wälle der Stadt Suessionum, aus der die beiden Legionen sich schon geflüchtet hatten.

Unter dem freudigen Jauchzen der Einwohner, die mit grünen Zweigen auf den Mauern standen, zogen die Franken in die Festung ein . . .

VI.

In der Stadt Suessionum, vor dem Palast des Statthalters, lag ein großer Platz, den man das Forum nannte und auf welchem die Römischen Obersten über die Legionen der Besatzung gewöhnlich Heerschau gehalten hatten.

Diesen Platz hatten die Franken auserkoren, um nach ihrem Kriegsgebrauch, die gemachte Beute vermittelst des Looses, erst zwischen den verschiedenen Gauen und sodann unter den freien Kriegsleuten zu vertheilen.

Bereits vom frühen Morgen wimmelte das Forum von Wehrmännern, die, obschon in voller Waffenrüstung, gleichwohl ohne Ordnung durcheinander gingen und mit großem Lärm über die gewonnene Feldschlacht und über des Herzogs wunderbare Unverzagtheit sich unterhielten.

Längs den Häusern, an der Seite des Markts, standen auch viele Gallier, Einwohner der Stadt, die mit furchtsamer Neugier die durcheinanderwogenden Franken betrachteten. Auf ihren Gesichtern konnte man Ueberraschung und Beklommenheit lesen. — Sie, die bereits Jahrhunderte lang unter den überfeinerten Sitten und der ausgesuchten Pracht Rom's gelebt hatten, sahen nun mit Angst und Kummer die halb thierischen Menschen, — deren rothe oder blonde Haare wie ein verwirrter Federbusch über ihren Köpfen schwankten, — deren Gesichter und Blicke von rohem Trotze zeugten, — deren Sprache, bis jetzt ihnen unbekannt, überladen war mit gurgelnden Kehllauten, und so gewaltig aus der Brust erklang, daß jeder Laut wie eine Drohung schien. — Und diese ungebildeten Söhne der belgischen Wälder,

diese raubgierigen Krieger, — die das streitbare Germanien über die Welt ausgesandt hatte, sie sollten die Beherrscher Galliens werden .... Die Römische Bildung, mit all' ihrer Macht, mit ihrem Reichthum, mit ihren Künsten und Wissenschaften, sie mußte erliegen und verschwinden vor dem wilden Muthe dieser Barbaren!

Solche Gedanken und Betrachtungen drängten sich dem Geiste der Gallier auf, als sie, in ihre weiten Mäntel gewickelt, ernsthaft und fast bewegungslos am Rande des Marktes standen und die Blicke auf den Ueberwindern der Römer weilen ließen.

Mitten auf dem Forum lagen die geraubten Güter, in verschiedenen Haufen, unordentlich hingeworfen. So zahlreich und so äußerst kostbar waren die aufgehäuften Gegenstände, daß die Suessioner selbst sich verwundert hätten fragen können, woher doch alle diese Schätze kommen möchten, wenn sie nicht gewußt hätten, daß die Franken ein gutes Theil des nördlichen Galliens durchzogen und überall die prächtigen Villen der Römer geplündert und vernichtet hatten.

Vor Allem bestand die Beute in schimmernden Waffen — Helme und Harnische, mit Gold und Silber ausgelegt; Schilde, auf welchen ausgezeichnete Künstler die Thaten der Götter und die ruhmreichen Kämpfe der Menschen dargestellt hatten; Schwerter und Degen von dem feinsten Stahl aus dem Orient, so glänzend, daß die Sonnenstrahlen blendend davon zurückprallten. — Desgleichen sah man da viele reiche Gewänder und Stoffe von Wolle und Seide, in köstlichem Purpur gefärbt und mit goldenen Borten besetzt; Armbänder, Ohr= und Kopfzierrathen, kunstvolle Lampen und Leuchter, allerlei metallenes Hausgeräth, Gefäße, Kleinodien, Bilder, auch einige Häuflein gemünztes Silber und Gold.

Die Wehrmannen gingen längs den Haufen hin und zeigten einander die kostbaren Gegenstände, indem sie dabei den Wunsch ausdrückten, eins oder das andere, das ihr Verlangen am Meisten rege machte, durch das Loos zu bekommen. Viele wünschten sich eine schöne Waffen=

rüstung, andre goldene oder silberne Gegenstände, einige auch gemünztes Gold.

Was aber die Aufmerksamkeit und Begierde der Meisten erregte, war ein Gefäß von getriebener Arbeit, wie ein großer Kelch.

Es war von feinem Gold und mit kunstvoll geschnittenem Blumenwerk verziert; sein Fußgestell stellte den Himmel dar; Sonne, Mond und Sterne waren darauf durch funkelnde Steine von allerlei Farben angedeutet. Drei Engel, jeder mit vier Flügeln, schwebten über dem Fußgestell und hoben das eigentliche Gefäß in die Höhe, als wollten sie es dem Gott des Himmels darbringen. Rund um den Deckel, womit das Gefäß geschlossen war, schimmerte eine Krone von Diamanten, Smaragden, Rubinen und Saphiren, — die so zweckmäßig unter einander abwechselten, daß beim Sonnenlicht alle Farben des Regenbogens um das schöne Kunstwerk zu spielen schienen.

Die Franken blieben in großer Menge um diesen kostbaren Gegenstand stehen und schauten ihn mit Bewunderung und Begierde an. So oft Einige von ihnen das Gefäß vom Boden aufhoben, um es in der Nähe zu besehen, so thaten sie es mit Vorsicht; denn sie sahen ein, daß kein anderes Stück aus der ganzen Beute diesem Gefäß an Werth gleichkam, — und, so zart war es gearbeitet, daß der geringste Stoß oder rohe Behandlung es beschädigen konnten.

Als nun wieder eine große Anzahl Wehrmannen sich um das goldene Gefäß drängten, erschien der Ober-Blutmann auf dem Forum und gab ein Zeichen, daß man von der Beute weggehen sollte.

Die Menge wich voll Ehrfurcht zurück bis zu einer bestimmten Entfernung und bildete von beiden Seiten des Markts eine Gasse, um den Priestern Raum zur Verrichtung ihres Werkes zu lassen.

Ramold, der Ober-Blutmann, war von all' den andern Priestern und von den Scalden gefolgt. Ihnen war, nach Recht und Gebrauch, die Sorge übertragen, die Beute zu vertheilen und die Verloosung zu besorgen.

Nachdem man die Wehrmannen noch mehr hatte zurück-

gehen heißen, begannen die Opferer und Scalden, unter Anweisung des Blutmanns, die reichsten Gegenstände aus den Vorräthen zu suchen und trugen sie sodann weit auseinander auf den Markt.

Sie bildeten so viele kleine Haufen, als Gauen im belgischen Frankenbund waren, — und noch darüber drei Haufen: einen für jeden Herzog, und einen für die Diener von Wodan's Weihtafel.

Die drei letzten Haufen mußten jedoch mit den übrigen zusammen verloost werden, weil Niemand ein anderes Vorrecht auf die allgemeine Beute haben durfte, als den Theil, der ihm durch das Recht oder durch das Loos zuerkannt war.

Die Arbeit der Opferer und Scalden hatte bereits einige Zeit gedauert, und sollte noch länger fortdauern, da die Zahl der Gegenstände so ausnehmend groß war, und jeder derselben fünf- oder sechsmal hin und her getragen werden mußte; — denn der Blutmann ging hin und kehrte wieder, wiegte und wog, verglich und urtheilte, und ließ von dem einen Haufen zum andern legen und zurücklegen, bis die Vertheilung ihm genau und gerecht schien.

In dem offenen Raume, zwischen dem Schwarm der zuschauenden Wehrmannen, wandelte Niemand als einige Edelleute und Obersten. — Da erschien Raganher mit seiner Schwester Lutgardis und seinem Vetter Siegebald, Chlodwig's Hausgraf, gefolgt von fünf oder sechs Fränkischen Jungfrauen und einem Zug Edelleuten, unter welchen auch viele Leute des Oberherzogs sich befanden.

Wo Lutgardis vorbeiging, da neigten die Wehrmannen das Haupt und begrüßten sie mit Zeichen der tiefsten Ehrerbietung als die Verlobte des Oberherzogs, als die Braut des Helden, dessen herrliche Thaten sie Alle mit Hochachtung und Liebe erfüllt hatten.

Sichtlich genug empfing Lutgardis diese Beweise von Ehrfurcht mit einem Gefühl des Glücks; denn sie schritt an der Hand ihres Bruders, das trotzige Haupt stolz aufgerichtet und mit freudigem Hochmuth rings um sich schauend.

Eine Weile blieb der Zug bewundernd vor dem prächtigen goldenen Gefäße stehen, während die Edelleute verschiedene Vermuthungen über seinen Werth aufzustellen such-

ten. Raganher flüsterte seiner Schwester in's Ohr, daß er dieses kostbare Kunstwerk ihr zum Brautschatz geben würde, wofern ihn das Loos damit begünstigte.

Sie verließen diesen Haufen und gingen auch weiter zu den anderen Haufen und besichtigten da viele Hals- und Kopfzierrathen, Armbänder und Ohrringe. Jeder Edelmann wußte Lutgardis etwas Angenehmes zu sagen und gelobte ihr eins oder das andere kostbare Kleinod von dem Loose.

Siegebald, der sonst seiner Nichte besonders zugethan war und nie unterließ, unter allen Umständen ihr zu schmeicheln, hatte nur wenig gesagt und sah grämlich und erbittert aus. Zuerst gab Lutgardis wenig Acht darauf, weil sie genug zu thun hatte, um die Huldigungen in Empfang zu nehmen, die ihr von allen Seiten so überflüssig und aufrichtig dargebracht wurden, — doch nun war der Zug über das ganze Forum gegangen, und man schritt unachtsam vorwärts, indem jeder mit denen, die ihm zunächst waren, in heitern Gesprächen über die Angelegenheiten des Krieges und der Eroberung sich unterhielt. Lutgardis neigte mit freundlicher Vertraulichkeit das Haupt zu Siegebald und sagte ihm halb scherzend in's Ohr:

„Welcher schwarze Alp hat meinem lieben Vetter diese Nacht auf der Brust gesessen, daß er so grimmig einhergeht und zu trauern scheint?"

„In der That, Siegebald", sagte Raganher, „Du siehst so verstört und verdrießlich aus, als hätten Dir die Raben was Böses geweissagt."

„Laßt mich zwischen Euch Beiden gehn", antwortete Siegebald, „ich werde Euch sagen, was mir das Blut vor Wuth kochen läßt. Ihr wißt wohl, das prächtige Landgut, das die Wehrmannen meiner Schaar vor vier Tagen nach einem hartnäckigen Gefecht gegen eine halbe Legion Römer eroberten und plünderten. — Die Gallier nennen es die Villa Juviniacum. Nun wohl, der Oberherzog ist bereits darauf bedacht, um Jedem von uns, nach seinem Geblüt und seiner Macht, einen Theil der Römischen Reichsgüter zum Eigenthum zu geben. Ich meinte Ansprüche machen zu können auf den Besitz von Juviniacum; meine Stellung

bei dem Oberherzog, meine erwiesenen Dienste, der Umstand, daß ich selbst die Villa erobert habe, Alles gab mir ein Recht, diese Hoffnung zu nähren. Wem, denkt Ihr wohl, daß der Oberherzog die schöne Villa schenken wird?"

„Dem Aurelianus?" fragte Lutgardis zweifelnd.

„Dem feigen Römer, der vor ihm kriecht und ihm schmeichelt", bestätigte Siegebald mit erstickter Stimme.

„Aber Chlodwig hat dazu kein Recht", fuhr Raganher heraus, „ihm gehört nichts zu; alles gewonnene Gut ist uns gemein. Denkt er, so allein und ohne Berathung die eroberten Ländereien nach seiner Willkür wegzuschenken? Du täuschest Dich, Siegebald; es ist unmöglich, daß so eine Absicht in ihm entstanden sei; so weit wird er doch nicht der Franken Recht mit Füßen treten!"

„Du kennst ihn nicht, Raganher. Was er beschließt, muß geschehen; viel eher würdest Du die heilige Eiche im Weihbusch zu Doornik beugen, als seinen eisernen Willen."

„Also, Du glaubst wirklich, daß er die Villa Juviniacum, — das schönste Landgut, — an Jemand wegschenken würde, der weder Franke noch Wehrmann ist?"

„Ja, er wird dem weibischen Schmeichler eine ausgedehnte Wehre geben, und ihn, wenigstens zum Schein, zum Wehrmann machen!"

Raganher stampfte zornig auf die Erde und polterte heraus:

„Bei meinem Platz in Walhalla, dies Unrecht wird nicht ausgeführt werden oder ich werde durch Thor's Hammer zerschmettert. *) Der Franken Recht soll in mir einen Vertheidiger finden; — und, müßte ich selbst den Herzog herausfordern, um den Streit in Blut zu stillen, nicht ungestraft soll er sich zum Zwingherrn seines Gleichen und seiner Waffengefährten aufwerfen!"

---

*) Thor's Hammer. Der Ase Thor, Gott des Donners, führt einen Hammer in der Hand, womit er die Wolken spaltet und Blitz und Donner erweckt. In Brabant und vor Allem zu Antwerpen, hört man noch oft vom gemeinen Volke sagen: „Wenn das nicht wahr ist, so wollte ich, daß ich von dem Hammer erschlagen würde! — Er stand verblüfft da, wie vom Hammer geschlagen." Unstreitig ist dies noch ein Ueberbleibsel von dem alten Glauben unserer Väter; — es hat sonst keinen erklärlichen Sinn.

„Gemach, mein Bruder", fiel ihm Lutgardis in die Rede, „vergiß nicht, daß Chlodwig binnen vier Tagen mein Ehegenoß werden muß. Es darf da keine Uneinigkeit zwischen uns bestehen."

„Chlodwig ist rechtschaffen und treu genug von Gemüth", bemerkte Siegebald, „aber er sieht nur durch die Augen seines christlichen Verführers. Dieser wendet mit seiner feigen List die Neigung des Herzogs von uns ab, und erfüllt ihm den Kopf mit Römischen Vorstellungen und mit Entwürfen, die dem Frankenbund, unsern Gesetzen und unsern Asen feindlich sind. Es ist erniedrigend für uns Alle. Ihr meint, daß ich des Herzogs Hausgraf bin? — Der fremde Schmeichler ist Hausgraf und Schatzmeister und Beuteoberster, ja, Herzog selbst; denn er verfügt und gebietet über Alles . . . Und ich, freier Franke, bin sein Diener: Man sollte sich gleich zu Tode schämen!"

„Warum forderst Du ihn nicht heraus? Dein Beil würde seinem vermessenen Hochmuth schon sein Recht anthun!"

„Oft genug habe ich es versucht; aber er hört mich an und läßt sich ruhig höhnen. Mehrmals ist in mir die Lust entstanden, ihm einen Spieß durch die Brust zu jagen; aber mich hielt die Furcht vor Chlodwig's Rache zurück... Es hat sich zu Doornik ereignet, daß Aurelianus eines Abends im Lusthain von drei oder vier unbekannten Männern ist verfolgt worden. Des andern Tages hat der Herzog an alle seine Leute bekannt gemacht, daß er jeden Schimpf, jede Mißhandlung, dem Römer angethan, so rächen würde, als wäre sie ihm selbst widerfahren; — und daß, sollte jemals dem Aurelianus das Leben genommen werden, er nicht allein den Mörder tödten lassen, sondern sogar sein ganzes Geschlecht ausrotten und Niemand schonen würde, weder Vater, noch Mutter, noch Schwester, noch Bruder, noch Kinder, noch Verwandte. — Was ich für mich selbst nicht fürchte, Raganher, das fürchte ich für meine Verwandtschaft . . ."

„Es ist eine Schande, die um Rache ruft bei den Asen", murrte Raganher. „Wir werden sehen, ob es so bleiben wird. Ich werde die Wehrmannen zusammenrufen, ihnen

Chlodwig's ungesetzliches Verfahren vor Augen legen und sie antreiben, auf dem Mahlberg die Wahl eines andern Oberherzogs vorzunehmen."

„Vergebliche Rede", bemerkte Lutgardis lachend, „die Wehrmannen würden Chlodwig doch wieder wählen; denn wer kann ihm verglichen werden an Schönheit, Heldenmuth und Kriegsgewandtheit? Hör' auf mit all' dem Klagen; ich werde es schon dahin bringen, daß Gallier, Christen und Unfreie aus seiner Halle für immer verschwinden. Chlodwig ist jung; ich werde ihn erinnern, aus welchem Heldenstamm wir entsprossen sind: ich werde ihn waffnen gegen feige Schmeichelei; ihn zurückführen zum Dienst unsrer mächtigen Asen und ihm Abscheu einflößen gegen Alle, die kein germanisches Blut in den Adern haben."

Sie wendete sich mehr zu Siegebald und sagte:

„Sei ruhig, lieber Vetter, der Römer soll meine Rache fühlen; er hat die schwarzhaarige Christin an meine Stelle setzen wollen. Mit ihm werde ich nicht unter demselben Dache wohnen. Was er beim Oberherzog ist, sollst Du werden; ich werde Dich so hoch erheben, daß zwischen Dir und mir wenig Abstand sein soll . . . . Und warte nur geduldig, Du sollst die schöne Villa besitzen. Möge also mein guter Bruder Raganher seinen Grimm und Du Deinen Aerger bezwingen. Was Gewalt hier nicht vermögen würde, das soll die Liebe sonder Mühe zur Ausführung bringen."

Während die Blutmänner beschäftigt waren, die Beute in Haufen zu ordnen und Lutgardis mit ihrem Bruder und Siegebald auf ihrem Gang so über Aurelianus redeten, befand sich Chlodwig im Grafenthurm, in demselben Saal, wo Syagrius mit den Obersten seiner Legionen den Boten empfangen hatte, der ihm die Herausforderung der Franken gebracht hatte; so schnell hatte das Schicksal die Bestimmung dieses Palastes verändert. Gestern noch sah er die gebildetsten Leute der Welt seine Sääle erfüllen; seine Wände hörten die feinen Wortspiele der lateinischen Sprache und die kunstvollen Gesänge der unsterblichen Dichter. Seine Tische waren bedeckt mit Speisen, die aus allen Theilen

der bekannten Welt hergeholt waren; Musik, Tanz und Spiel erlustigten die Gäste .... Und nun wird er bewohnt von halbthierischen Menschen! Seine Wände hallen wieder von den harten Tönen einer rauhen Sprache; seine Tafeln sind bedeckt mit gesottenem Pferdefleisch; die durstigen Gäste füllen das Horn mit Blut und Gerstentrank; trinken zur Ehre wilder Gottheiten und wünschen einander einen blutigen Tod auf tausend Leichen.

Chlodwig wandelte auf und nieder im großen Rathssaal; ein heitrer Zug spielte um seine Lippen, als er das Auge weilen ließ auf all' dem Reichthum von goldenem Laubwerk und farbenreichen Wandgemälden, womit die Römische Prachtliebe diesen Palast geschmückt hatte. Da schob Aurelianus den seidenen Thürvorhang zurück und sagte zu Chlodwig tretend:

„Herr Herzog, da ist jemand im Vorsaal, der Euch um einen Augenblick Gehör bittet."

„Vielleicht der Bischof von Suessionum?"

„Nein, der Bischof von Durocort."

„Unser guter Freund Remigius?"

„Ja wohl!"

„Beeile Dich, laß ihn nicht warten."

Aurelianus kehrte sogleich mit dem angemeldeten Priester zurück und verließ darnach den Saal.

Der Bischof von Durocort trat herein. Er war ein schöner Mann, dessen edles Antlitz ruhige Weisheit und große Geisteskraft verrieth; denn obschon sein Gesicht von Herzensruhe und Güte zeugte, so bekundeten seine glänzenden und durchdringenden Augen doch eine wache und starke Seele.

Chlodwig fühlte gleich beim ersten Blick eine Zuneigung für diesen Mann; er ging ihm entgegen, führte ihn zu einem Lehnstuhl und, sich selbst neben ihm niedersetzend, sagte er:

„Es freut mich, den Mann zu sehen, von welchem die Gallier mit so hoher Ehrfurcht sprechen. Ich danke Euch, Remigius, für den guten Rath und die Hülfe, die Ihr uns erwiesen habt, ohne mich zu kennen. Seid versichert, es soll mich freuen, so ich Euch etwas zu Gefallen thun kann."

„Um Euch um so etwas zu ersuchen, hab' ich Durocort verlassen, Herr Herzog", antwortete der Bischof.

„Ah, es freut mich!" rief der Herzog vergnügt. „Sprecht, Euer Verlangen soll augenblicklich erfüllt werden."

„Seht hier die Angelegenheit, Herr Herzog. — Viele Eurer Kriegsleute sind unter dem Befehl eines Edelmannes durch Durocort gezogen und haben da alle Wohnungen der Römischen Patricier und Beamten verwüstet. Gleichwohl damit noch nicht zufrieden, sind Einige in meine Kirche gedrungen, und wollten gleichfalls Alles rauben. Ich habe mich ihnen entgegengestellt und Euren Namen angerufen. Sie sind weggegangen, ohne etwas anderes mitzunehmen, als ein einziges goldenes Gefäß; aber dies Gefäß ist das Kostbarste, das meine Kirche besitzt. Es ist viele Jahre zu den Feierlichkeiten des christlichen Gottesdienstes gebraucht worden; was uns das Heiligste ist, auf Erden und im Himmel, hat darin geruht. — Das Gefäß steht auf dem Forum, vor Eurem Palast zwischen den übrigen Beutehaufen . . . Ich bitte Euch, Herr Herzog, und wäre dies die einzige Gunst, die Ihr mir jemals erweisen wolltet, gebt mir das Gefäß wieder!"

Der Herzog schwieg eine Weile still, während auf seinem Gesicht ein Ausdruck erschien, als ob dieses Gesuch ihn verdrösse.

„Es ist recht unglücklich", murmelte er, „daß die erste Bitte, die Ihr an mich richtet, die einzige ist, die ich Euch nicht zugestehen kann."

„Seid Ihr denn nicht Herr? und muß man Euren Befehlen nicht gehorchen, Herr Herzog?"

„Der Frankenbund hat Gesetze, Herr Remigius; der Oberherzog so gut wie der geringste Wehrmann ist denselben unterworfen. Und unter allen Bestimmungen dieser Gesetze ist keine so geheiligt und streng als die, welche die gesetzliche Vertheilung der Beute verbürgt. Versteht wohl, Herr Remigius, jeder Wehrmann ist verpflichtet, das gewonnene Gut abzuliefern; wer nur eine einzige Münze oder einen andern unbedeutenden Gegenstand davon behielte, würde durch seine Gefährten als Dieb getödtet oder zum Wenigsten mit ewiger Schande aus dem Frankenbund ge-

stoßen. Der Wehrmann, der das kostbare Gefäß aus Eurer Kirche nahm, wird vielleicht sehen, daß das Loos ihm ein werthloses Stück Tuch zuerkennt, während ein andrer, doch glücklicherer Gefährte, das goldne Gefäß bekommen wird. Die volle Ueberzeugung, daß ein Jeder gleich ist vor dem Recht, kann allein die allgemeine Treue sichern; — und wollte ich diese Gleichheit zu Eurem Vortheil brechen, Ihr würdet sehen, daß die Edelleute und Wehrmannen sich gegen mich erhöben."

„Es ist sehr betrübend für mich, das Gefäß in den Händen der Unchristen lassen zu müssen", sagte der Bischof mit Wehmuth. „Ich war jedoch zu Euch gekommen, Herr Herzog, nicht mit der Hoffnung, sondern mit der Gewißheit, daß Ihr es mir würdet zurückstellen lassen. Ohne Zweifel ist der Gegenstand kostbar; aber sein Geldwerth ist der Grund meiner Bemühungen nicht. Das Gefäß ist dem Gott der Christen geweiht; es hat auf seinem Altar, — auf seinem Weihtisch — zum heiligsten Opfer gedient. Ihr habt mir durch Aurelianus versprochen, daß Ihr, obschon Diener Wodan's, die Christen ungehindert in ihrem Gottesdienst lassen, und ihren Glauben ehren würdet. Nun wohl, Herr Herzog, ich komme, um von Euch einen Beweis zu erbitten, daß Ihr dies Versprechen erfüllen wollet und könnet."

„Es thut mir leid, Herr Remigius", antwortete der Herzog, „daß ich Euch diesen Beweis nicht geben kann. Bin ich auch Herr, daß ich thun kann, was ich will, den Galliern gegenüber, so ist es doch noch nicht so weit mit meinen tapfern Gefährten, den Franken. Ihr müßt nicht so hastig sein, Remigius; wer reife Früchte erndten will, muß den Baum bis zum Herbst in Ruhe lassen. Versteht Ihr mich?"

„Ich versteh' Euch sehr wohl, Herr Herzog, — und Weisheit ist es, was Ihr sagt", versetzte der Bischof gelassen. „Es ist also keine Hoffnung, das Gefäß zurück zu bekommen?"

„Noch eine einzige. Folget mir auf den Markt, wo die Beute auf den Mittag vertheilet werden soll; wofern das Loos mir das Gefäß zuweist, werde ich es Euch geben."

„Das ist nur eine schwache Hoffnung“, bemerkte der Bischof, „aber kann es nicht anders sein, so muß ich mich der Nothwendigkeit geduldig unterwerfen, wie tief auch meine Betrübniß ist.“

Der Herzog schlug den Blick zur Erde und blieb eine Weile in Nachdenken versunken, dann richtete er das Haupt wieder auf, ergriff die Hand des Bischofs und sprach mit Nachdruck:

„Remigius, Ihr seid mir behülflich gewesen in meiner Unternehmung, ich will Euch zeigen, daß ich die erwiesenen Dienste zu würdigen weiß. Das Gefäß soll heute Mittag in Eurem Hause sein. — Was ich dazu thun muß, ist meinerseits eine Aufopferung, deren Ausdehnung Ihr nicht ermessen könnt. Ich werde meine Wehrmannen bitten, daß sie mir das Gefäß zum Geschenke geben; sie werden es mir wahrlich nicht weigern . . . Aber es kostet mich viel, es erniedrigt mich in meinem Gemüth, etwas von meinen Gefährten bitten zu müssen, was Einige vielleicht ungern mir zugestehen würden.“

„Ist es so unangenehm für Euch, Herr Herzog, so steht davon ab. Ich werde versuchen, ob ich nicht Geld genug sammeln kann, um das Stück gegen gemünztes Gold dem abzukaufen, der es bekommen haben wird.“

„Nein, von mir sollt Ihr das Gefäß heute noch erhalten“, antwortete Chlodwig. „Ich hab' es gesagt; was mein Mund spricht, führt mein Wille unfehlbar aus — Also kein Wort mehr darüber. —“

Der Herzog stand auf, trat weiter in den Saal hinein und sagte:

„Remigius, ich will im Vertrauen zu Euch sprechen. Kommt, laßt uns an jenem Tisch unter dem Fenster uns niedersetzen.“

Als Beide ferne vom Eingang sich niedergesetzt hatten, sprach Chlodwig:

„Herr Remigius, man rühmt Eure Weisheit sehr hoch, und unbeschränkt ist Euer Einfluß auf die Gallische Bevölkerung. Bevor ich mit meinen Wehrmannen diese Stadt verlasse, um die Römer aus den übrigen Theilen Gallien's zu verjagen, möchte ich wohl Euren Rath hören, über dasjenige, was mir zur zweckmäßigen Einrichtung meiner neuen

Eroberungen zu thun obliegt. Ihr kennet meine Entwürfe durch meinen Freund Aurelianus."

„Es freut mich, Herzog", antwortete der Bischof, „daß Ihr über einen so wichtigen Gegenstand mit mir zu berathschlagen geruhet; ich beabsichtigte selbst zu Euch davon zu reden, bevor ich von hier abreise. Erlaubt mir, einige Fragen an Euch zu richten . . . . Die Franken sind gewohnt, auf Raub auszugehen und mit Beute beladen nach ihren Gauen zurückzukehren. In Eurem Kopfe liegt ein größerer Plan; Ihr wollt in dem eroberten Gallien ein festes Reich gründen, das nicht allein auf der Franken Obmacht, sondern auch auf der Gallier Zufriedenheit gebaut ist?"

„So ist es!"

„Obwohl selbst Diener der nordischen Götter, stimmt Ihr zu, die Christen in Ruhe zu lassen und sie in dem Dienste ihres Gottes nicht zu hindern?"

„Volle Freiheit werde ich ihnen lassen; jeder ehre seine Götter nach Gefallen."

„Ihr werdet sie beschützen gegen die Verfolgung und List der Arianer und vor Allem gegen die Burgunder?"

„Ich werde sie beschützen; denn als ihr Oberherr bin ich ihr natürlicher Schutzherr; so will es selbst der Franken Gesetz. Jede ihnen angethane Unbild werde ich rächen."

„Ihr wollt keine gewaltsamen Mittel anwenden, um die Christen zum Dienste Eurer Götter zu vermögen?"

„Das ist unmöglich!" antwortete Chlodwig lachend. „Unsere Asen wollen nur von Germanen verehrt sein; sie sind die Götter unsers Geschlechts, — nicht des schwarzhaarigen Volkes."

„Dies Alles wußte ich bereits durch Aurelianus", sagte der Bischof. „Aber ich wünschte es auch aus Eurem Munde zu hören, Herr Herzog. Von Eurem guten Willen und von Euren rechtschaffenen Absichten überzeugt, kann ich nun, für meinen Gott und für meine Landsleute, in voller Freiheit in Eurem Dienste thätig sein, was mir seit langer Zeit im Herzen liegt. Ich werde dadurch zu Eurer Erhebung und ebenso zur Wohlfahrt des so sehr geprüften Gallien's wirksam sein können. Seht hier, — meinen Rath,

Herr Herzog. Die große Frage, die sich hier erhebt, ist die friedliche Vermengung oder zum Wenigsten die engste Verbindung zweier Völker, so ganz verschieden an Gottesdienst, an Sprache, an Gesetzen, an Sitten und selbst an Gewohnheiten. Die Dauerhaftigkeit des Reiches, das Ihr gründen wollt, hängt ab von den mehr oder minder zweckmäßigen Bestimmungen, unter welche Ihr diese beiden Stämme Eures Volkes stellen wollt. Ich weiß, daß die Franken, als Eroberer einen guten Theil des Grundeigenthums in Gallien erlangen werden. Es gibt überflüssige Mittel, um sie zu befriedigen. Die Römer haben unser unglückliches Vaterland so sehr ausgesogen, daß die schönsten Landgüter in die Hände der Zolleinnehmer gerathen sind. Alle diese Grundstücke, Villa's, Wälder und Höfe sind nun ohne Eigenthümer. Sendet Boten aus, — und gebraucht dazu Leute von Suessionum, die der lateinischen Sprache mächtig sind, — um diese Güter aufzuschreiben und in Eurem Namen in Besitz zu nehmen. Vertheilt sie unter Eure Edelleute und Wehrmannen; sie werden Ursache haben, sich hinreichend belohnt zu achten. Und sollten diese Reichsgüter in den bereits eroberten Gebieten nicht zureichend sein, Ihr werdet unendlich mehr finden, je nachdem Ihr Eure Eroberungen weiter nach Süden ausdehnen werdet."

„Der Rath ist gut und beweist mir, daß Ihr gerecht und verständig in Eurem Urtheile seid, Herr Remigius", bemerkte Chlodwig. „Aber, wenn ich alle Reichsgüter wegschenke, wo soll ich denn selbst die Mittel finden, um so viele Kriegsleute zu unterhalten, als zur Vertheidigung eines so ausgedehnten Reichs nöthig sind, ja selbst um meine Obmacht nöthigenfalls durch die Gallier respectiren zu lassen?"

„Das ist nicht schwer. — Von den Einrichtungen der Römer müßt Ihr das Beste nehmen und bestehen lassen, was gut war. In Gallien ist kein Mensch, der nicht Steuer und Schatzung an das Reich bezahlt, unter allen Formen und Vorwänden. Die Raubgier der Einnehmer und die Unerträglichkeit der Schatzung selbst haben den Galliern einen blutigen Haß gegen die Römer eingeflößt. In dieser unersättlichen Habsucht sollt Ihr ihnen nicht nachfolgen; gleichwohl sollt Ihr eine Kopfsteuer bestehen lassen, und

betrüge sie nur den vierten Theil von dem, was die Römer eintrieben, sie würden Euch jährlich so viel Geld einbringen, daß Ihr darin Mittel genug finden würdet, um neben der Unterhaltung einer königlichen Kriegsmacht, auch noch die Pracht und die großmüthigste Freigebigkeit eines Fürsten zu bestreiten. — Um Eure Einkünfte regelmäßig in Euren Schatz fließen zu sehn, müßt Ihr wieder Gallier gebrauchen; Eure Wehrmannen sind heldenmüthige Kriegsleute, und wo es die Kraft des Schwertes und des Armes gilt, da sind sie das erste Volk der Erde. Jedoch zum Verwalten und Ordnen von solchen Dingen, wie das Einsammeln von Steuern ist, sind sie völlig ungeeignet. Wie würden sie die verwickelten Rechnungen führen und abhalten können, da sie nicht einmal lesen und schreiben können?“

„Es ist wahr, was Ihr sagt, Herr Remigius; die Ausführung Eures Raths jedoch, wie wünschenswerth auch, wird mühevoll sein, wo nicht unmöglich. Meine Wehrmannen werden nicht dulden, daß die Obrigkeit in die Hände von Galliern käme.“

„Nun wohl, gebt Euren Edelleuten und Mannen die obrigkeitlichen Rechte; laßt sie gebieten; laßt sie zum Schein oder mit der That, die Aufsicht haben über Dörfer und Städte; aber die Ausführung sei Galliern anvertraut. Es geht nicht anders, und es gibt Euch zur selben Zeit ein Mittel an die Hand, den Einwohnern dieser Lande den drückenden Gedanken zu benehmen, daß sie ihre Sklaverei nur verändert haben.“

„Ihr kennt die Franken nicht“, sprach Chlodwig das Haupt schüttelnd. „Bei der geringsten Vermuthung, daß ich ihnen etwas von den Rechten der Eroberung nehmen wollte, würden sie sich gegen mich aufwerfen, oder mich verlassen, um nach Belgien zurück zu kehren.“

„Ich kenne die Franken wohl“, antwortete der Bischof. „Seit vielen Jahren lebte in mir die Ueberzeugung, daß sie oder die Burgunder einmal diese Gebiete erobern würden; ich habe keine Bemühungen gespart, um beide Völker gründlich kennen zu lernen. Ja, es ist so weit gegangen, daß ich Eure deutsche Sprache mir zu eigen gemacht habe und mit Euren Leuten ohne Mühe sprechen kann. — Aus

dieser Kenntniß ist meine Vorliebe für den Fränkischen Heldenstamm entstanden."

„Wenn es wahr ist, Herr Remigius, daß Ihr mit der Art meiner Gefährten bekannt seid, dann solltet Ihr ebenso als ich einsehen, daß die Befolgung Eures Rathes große Schwierigkeiten darbietet."

„Nein; mit Geduld vollführt man Alles; die Zeit macht glatt und eben, was rauh und uneben ist. — Zuerst müßt Ihr mit besonderer Sorgfalt Alles vermeiden, was das Gemüth Eurer Wehrmannen verwunden könnte; Ihr müßt Euch selbst Stillschweigen und Nachgiebigkeit auflegen, wo Euer männlicher Stolz sich empört gegen die Geduld, die das Tragen einer Krone Euch auflegt. Ihr laßt den Franken ihre Gesetze, und ehret sie, als Franke, selbst; laßt den Galliern ihre Stadtgesetze und als Oberhaupt Gallien's ehret selbige gleichfalls. Und, wofern die Ausführung eines solchen Plan's wirklich mühevoll für Euch ist, geht langsam, sehr langsam zu Werke; aber mit festem Willen und unbeugsamer Geduld. Wir Christen, wir Gallier werden uns zuerst einige Gewalt und einiges Unrecht gefallen lassen, in der Gewißheit, daß der Herzog der Franken es gut mit uns meint. Für uns wird es eine Wohlthat sein, daß mit der Zeit das germanische Blut mit dem gallischen Blut sich vermenge, und so in unsre Nation der Starkmuth und die frische Naturkraft überströme, die das Vorbild des verdorbenen Rom's uns geraubt hat."

Der Herzog lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Bischofs, dessen ernste und abgemessene, aber eindringliche Rede ihm sehr behagte. Er ergriff nun seine Hand, und sie freundlich drückend sagte er:

„Remigius, Ihr seid nicht nur ein weiser, sondern auch ein rechtschaffener und gutherziger Mann. Ich traue Euch, daß Ihr mir behülflich sein werdet in der Ausführung dessen, was ihr mir anrathet."

„Es werden alle Bischöfe Galliens Euch helfen, Herr Herzog", war die Antwort. „Bei der Auflösung der Obrigkeit, die während der letzten Jahre erfolgte, ist beinahe überall das Regiment auf die Bischöfe übergegangen. Ehret den christlichen Gottesdienst und Ihr macht Euch alle Bischöfe

zu Freunden und mit ihnen das ganze Gallische Volk. . . Nun, in Bezug auf das Letzte noch einige Worte. Ihr könnt nicht gleich wieder aus Suessionum in den Krieg ziehen, Herr Herzog. Hier müßt Ihr zum Wenigsten einige Wochen verweilen, um durch den Beginn zweckmäßiger Einrichtungen den ersten Grundstein zu Eurem Reiche zu legen und Euer Eigenthumsrecht gegen alle Bestreitung sicher zu stellen. Laßt die Obrigkeiten der Städte Nordgalliens durch Boten zu Euch nach Suessionum entbieten und bestätigt sie in ihren Aemtern, damit sie wissen und erkennen, daß ihre Macht von Euch ausgeht. Inzwischen werden, wie mir bekannt ist, auch Abgesandte von andern Städten kommen, um sich Euch zu unterwerfen und mit Freuden Euch die Steuern bringen, die sie den Römern zu bezahlen hatten. — Kaum war Euer Sieg über die Römer in der Stadt Bellovacum *) bekannt geworden, so ist das Volk zur Kirche gelaufen, um Lobgesänge zu Gott emporzusenden, und danach hat es, mit Freuden auf den Markt strömend, die Luft widerhallen lassen von dem begeisterten Rufe: „Heil, Heil dem König von Gallien!"

„König von Gallien", murmelte Chlodwig in tiefem Nachdenken. „Wenn ich mich König von Gallien nennte, würde ich kein Herzog der Franken mehr sein! O, der Name würde meine Wehrmannen, wie ein blutiger Hohn, in Wuth setzen. Ich sollte also mein Geschlecht aufgeben, um mich das Oberhaupt der Gallier zu nennen?"

„Wir kennen hier keinen Herzog; es ist eine Eurer deutschen Sprache eigene Benennung. Ich weiß wohl, daß der Königstitel Euren Wehrmannen nicht behagen wird, aber Ihr braucht ihn auch nicht vor ihnen anzunehmen. Wir Gallier wollen einen Fürsten, einen König haben, damit der Thron uns eine Bürgschaft der Ruhe und Festigkeit sei. Wir werden eine Gelegenheit suchen, um Euch feierlich zum König auszurufen; wollen die Franken Euch Herzog fort nennen, es steht ihnen frei; mit der Zeit jedoch werden sie das Wort vergessen."

„Das ist's nicht, was mich hindert. Auch ich will und

*) Jetzt Beauvais, im Departement der Oise.

werde König sein, — so gut wie der Burgunder Fürst, aber König der Franken muß man mich nennen."

„Das wäre sehr unzweckmäßig, Herr Herzog; und gewiß, es würde die Einwohner Gallien's mit Recht betrüben. Ein König der Franken kann fortgehn und unser Land verlassen, wenn sein Volk es beschließt."

„Es ist wahr!" sagte Chlodwig, „aber wie denn mich nennen?"

„Der Name würde geknüpft sein müssen nicht an ein Volk, sondern an den Grund und Boden, der das Reich ausmacht, — und dessenungeachtet begreif' ich wohl, daß man das Verlangen der Franken ehren muß . . ."

Nachdem der Bischof eine Weile den Kopf in die Hand gestützt nachgedacht hatte, sagte er:

„Mir fällt etwas ein, das allen Erfordernissen genügen kann. Nennt Euch selbst **König von Frankreich.** In diesem Wort ist der Name Eures Geschlechts enthalten, und der Gedanke an den Grund und Boden ist ebenfalls darin begriffen; denn da kein anderes Land den Namen Frankreich trägt, so kann dies Reich nirgends gesucht werden als in diesem Theile Gallien's, dessen Besitz Ihr dem Heldenmuthe Eurer Mannen und der Macht Eures eigenen Schwertes verdanken werdet."

„Klüglich gedacht", rief freudig Chlodwig, „König von Frankreich, so soll es sein! . . ."

In diesem Augenblick trat Aurelianus in den Saal und meldete dem Herzog, daß Ramold, der Ober-Blutmann, ihn ersuchen ließe, auf den Markt zu kommen, weil die Stunde der Verloosung gekommen wäre.

„Geht mit mir, Herr Remigius", sprach Chlodwig zu dem Bischof, „ich werde Euch das Gefäß einhändigen."

Unterwegs sagte der Bischof:

„Herr Herzog, sollte es Euch für jetzt noch etwas an gemünztem Gelde für Eure Pläne fehlen, mein älterer Bruder Prinzipius ist Bischof von Suessionum . . ."

„Ich habe ihn bereits gesprochen", bemerkte Chlodwig, „er ist ein stiller und liebenswürdiger Greis."

„Durch mich läßt er Euch sagen, daß er bereit ist, in

Eure Hände den Betrag der diesjährigen Steuern zu überliefern."

„Ich nehme Euer Anerbieten gern an; er wende sich an Aurelianus und gebe ihm das Geld."

Nun traten sie auf den Platz vor dem Palast und gingen zwischen der Menge durch bis zu den Blutmännern und Scalden, wo Raganher und viele Edelleute sich bereits befanden, nebst einem Wehrmann aus jedem Gau, um als Richter der Verloosung beizuwohnen. Es standen da auch zwei Posaunenbläser.

In großer Ausdehnung lagen die Beutehaufen geordnet; auf jedem steckte ein Spieß, in dessen hölzernen Schaft eine Rune oder nordisches Schriftzeichen eingegraben war.

Auf der Erde, zu des Blutmann's Füßen, lagen eben so viel kleine Stückchen Holz, worauf dieselben Runen wiederholt waren.

Das kostbare Gefäß, das man aus der Kirche zu Durocort weggenommen hatte, stand neben einigen andern geringern Gegenständen und machte den mittelsten Haufen aus. —

Ein Scaldenkind ward gerufen. Man brachte es zu dem Ober-Blutmann, der ihm ein Tuch um die Augen band. Unterdessen wendete sich Chlodwig zum Bischof von Durocort und sagte ihm:

„Das erste Loos, das gezogen wird, ist für den Oberherzog; fällt das Gefäß mir zu, dann brauch' ich nicht darum zu bitten."

Der Ober-Blutmann that alle Runenstäbchen in ein Gewand und schüttelte sie sehr lange unter und durch einander.

Dann gab er den Posaunenbläsern ein Zeichen, die einige lange Töne über den Platz ertönen ließen, um den Beginn der Verloosung anzukündigen.

Das Scaldenkind mit dem Tuche vor den Augen steckte die Hand in das Gewand und holte eine Rune heraus. An jeden Wehrmann, der als Richter dastand, zeigte der Ober-Blutmann die gezogene Rune, und auf seinen Befehl ließ einer der Posaunenbläser sieben kurze Töne hören.

Vier von den Leuten des Oberherzogs traten hervor, und nahmen Besitz von dem ihrem Herzog zugewiesenen

Haufen; es war das Loos nicht, wovon das kostbare Gefäß einen Theil ausmachte.

Der Ober-Blutmann befahl dem Scaldenkind, seine Hand zum zweiten Male in's Gewand zu stecken; doch Chlodwig hielt es zurück; und indem er sich vorwärts begab, um von den Edelleuten und von vielen Wehrmannen gehört zu werden, gab er ein Zeichen, daß er sprechen wollte.

Er wies mit der Hand nach dem goldenen Gefäß und sagte mit erhobener Stimme:

„Muthige Gesellen, ich komme, um an Euch eine Bitte zu richten; schenkt mir dies Gefäß zu der Beute, die mir durch's Loos angewiesen ist.“

Die Meisten derjenigen, welche diese Worte verstanden hatten, schlugen zum Zeichen der Zustimmung mit dem Spieß an ihre Schilde und machten ein großes Geräusch. Gleichwohl konnte man auch einiges abweisendes Gemurmel unterscheiden.

Die Edelleute, die nahe bei dem Herzog standen, sagten ihm, daß er Herr von Allem wäre und nehmen möchte, was ihm beliebte.

Chlodwig hatte das Auge auf die Reihen der Wehrmannen gehalten, um die fortlaufende Bewegung zu beobachten, welche seine Frage unter den Leuten der verschiedenen Gauen erweckte. Er achtete sich der Zustimmung der größten Mehrheit versichert, und wollte sich eben nach dem Gefäße bücken, um es aufzuheben und dem Bischof einzuhändigen; — aber plötzlich sprang aus den Richtern ein Wehrmann hervor und rief mit ungemeiner Keckheit dem Herzog zu:

„Herr, so wahr als Wodan aus seinem Heimsala das Unrecht sieht, das Ihr üben wollt, Ihr sollt hier nichts haben, als was das Loos Euch gegeben hat.“

Chlodwig schaute wie betroffen, aber mit durchbohrendem Blick den vermessenen Wehrmann an, der ihn mitten unter den Edelleuten so unehrerbietig anzureden wagte.

„Meine Gefährten mögen ihren Theil an dem Gefäße abtreten“, rief der Wehrmann, „ich verweigere es, und das ist genug. Vor der Beute sind wir Alle gleich . . . Ihr sollt das Gefäß nicht haben.“

Mit diesen Worten hob er sein Beil in die Höhe und schlug auf das streitige Gefäß. *)

Ein dumpfer Schrei entfuhr Chlodwig's Brust.

„Sterben soll die Zunge, die mich zu höhnen wagt", rief er, sein Beil vom Gürtel nehmend und über sein Haupt schwingend, indem er auf den Wehrmann zuspringen wollte; — aber Raganher warf sich ihm entgegen und umschloß ihn mit den Armen; andere Edelleute suchten seinen aufgehobenen Arm niederzuhalten; alle flehten und baten den Oberherzog, er möchte den Wehrmann nicht erschlagen.

Es hätte sicherlich dem kecken Franken doch das Leben gekostet, hätte nicht der Bischof Remigius dem Oberherzog Worte in's Ohr geflüstert, die ihn einen Augenblick in seiner Rachsucht wankend machten.

Unterdessen hatten die Edelleute den Wehrmann zwischen den Reihen seiner Gefährten verschwinden lassen.

Chlodwig stand noch immer, das Beil krampfhaft in der Faust drehend, vor Wuth und Raserei zitternd; ein düstres Feuer glühte in seinen Augen, seine Zähne waren mit Gewalt aufeinander geschlossen, die Adern seiner Stirn waren unheilvoll angeschwollen, und um seinen Mund spielte ein so bittres, rachsüchtiges Grinsen, daß das Ansehn allein schon Todesangst einflößen konnte.

„Ach", rief er endlich mit gepreßter Stimme, „ich hab' es gesagt: sie soll sterben die Zunge, die mich gehöhnt hat."

Raganher trat vor den Herzog und sagte mit Bitterkeit: „Der Wehrmann ist ein freier Franke; und da Du ihm ungerecht zu Leibe willst, so werde ich ihn gegen Dich beschützen."

„Ungerecht!" polterte Chlodwig. „Was rasest Du? Ich bin Oberherzog; Niemand hast Du gegen mich zu beschützen!"

Einige Edelleute legten dem Raganher die Hand auf den Mund und wollten ihn von da wegziehen, während andere nebst dem Bischof von Durocort Chlodwig zurückzuhalten suchten.

*) Ueber diesen Vorfall mit dem Gefäß und der muthigen That dieses Wehrmannen vergleiche Gregorius von Tours II. 27.

„Der Wehrmann war in seinem Recht!" rief Raganher mit schallender Stimme. „Wenn Du, Chlodwig, Dich über die Gesetze des Frankenbundes erhoben wähnest, in mir werden sie einen Vertheidiger finden!"

„Dich auch wird meine Rache treffen", antwortete Chlodwig mit düsterem Ton und durchbohrendem Blick, doch ohne einige Bewegung des Körpers. „Dein Betragen verwundert mich nicht; der Neid verzehrt Dich; aber sei versichert, ich werde Dich und Deinen Neid zerschmettern."

In diesem Augenblick kam Lutgardis, die etwas entfernter mit ihren Jungfrauen gestanden hatte, auf den Lärm herbeigelaufen. Sie flog ihrem Bruder um den Hals, bat und flehte mit Thränen, daß er sich doch besänftigen sollte; dann wieder lief sie zu dem Oberherzog und wiederholte ihre Bitten, Alles in's Werk setzend, was ihre bedrohte Liebe ihr eingab, um das unbeugsame Gemüth der beiden Herzöge zu beruhigen.

Chlodwig war der Erste, der ruhiger zu werden schien; es schwebte ein spöttischer Zug um seine Lippen, als er zu Lutgardis sagte:

„Nun wohl, kein Wort mehr über den Vorfall; wir werden später darüber entscheiden . . ."

Er nahm das Gefäß von der Erde auf, überreichte es dem Bischof und sagte mit scheinbarer Kälte:

„Es ist ein wenig beschädigt, Herr Remigius, laßt es auf meine Kosten herstellen."

„Ach, ich bedaure meine Bitte, Herr Herzog", flüsterte der Bischof. „Vergebt mir doch den Verdruß, den ich Euch ohne meine Schuld verursacht habe."

„Laßt es herstellen, ich will es!" rief der Herzog mit aufbrausendem Grimm, den er vergebens zu bezwingen suchte. Sich jedoch wieder mit Gewalt zusammennehmend, sagte er zu einigen seiner Leute:

„Geht, begleitet diesen Mann und sorgt dafür, daß ihm kein Leid geschehe; Ihr steht mir mit Eurem Leben dafür, daß ihm kein Haar auf seinem Haupt angerührt werde!"

Dann wandte er sich zu dem Blutmann und gebot:

„Fahre fort mit der Verloosung und spute Dich!"

Das Scaldenkind streckte wieder die Hand in das Gewand und zog eine Rune, die allen Richtern gezeigt wurde. — Die Posaune erschallte fünfmal.

Von der andern Seite des Marktes erhob sich ein Freudengeschrei und vier Wehrmannen kamen herzugelaufen, um im Namen ihres Gaues Besitz zu nehmen von dem Haufen, den das Loos ihnen zugewiesen hatte. — So ging die Verloosung vorwärts.

Unterdessen waren Lutgardis und die Edelleute noch immer damit beschäftigt, Chlodwig und Raganher auszusöhnen. Ihre Bitten mußten die beiden Herzöge allmählig besänftigt haben; denn, zum Schein wenigstens, war ihr Grimm größtentheils abgekühlt und nicht mehr so hart waren die Worte, die sie einander zuriefen. — Sichtbar genug blieb es jedoch, daß es nur eines Funkens bedurfte, um das glimmende Feuer in ihrem Busen auf's Neue und vielleicht heftiger zu entzünden.

Als endlich die Verloosung ganz beendigt war, verließen die Wehrmannen das Forum, um die Beute jedes einzelnen Gau's insbesondere zu vertheilen.

Die Herzöge und ihre Edelleute schieden gleichfalls von einander, scheinbar versöhnt.

Lutgardis allein bebte noch vor Angst und Beklemmung; denn in Chlodwig's Augen hatte sie etwas gelesen, das ihr das Herz mit Sorge erfüllte.

Ende des ersten Theils.

Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.